

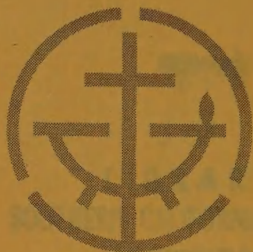
School of Theology at Claremont



1001 1413821

Christliche Reden

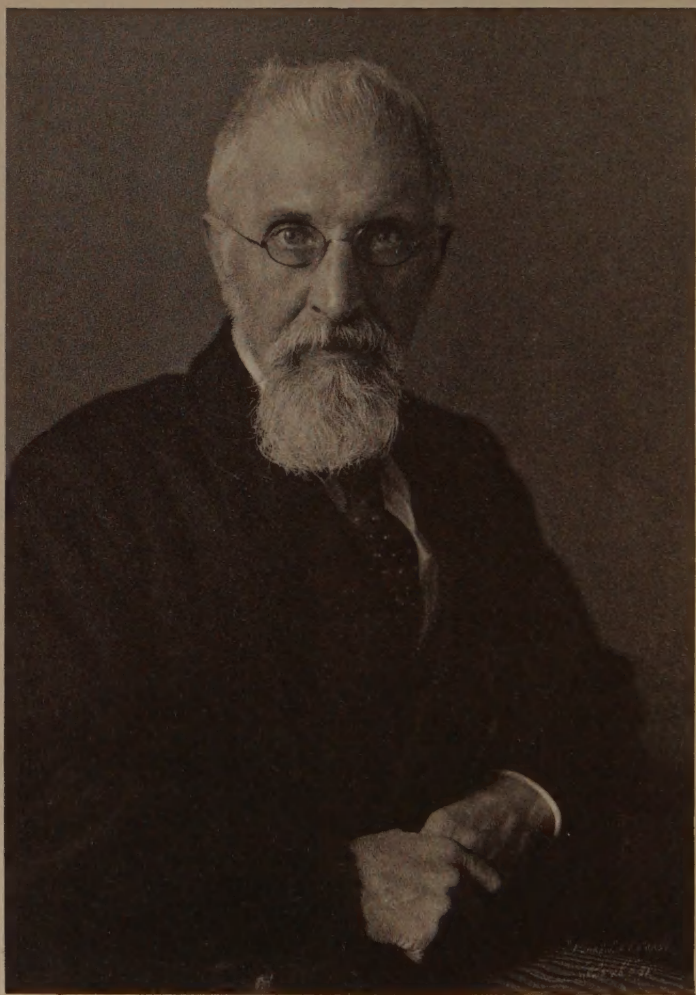
von Karl Holl



Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

4672

17 207/2681



K. Hall

57
0000
46
C4

Christliche Reden

von

Karl Holl

weiland Doktor und Professor der Theologie in Berlin



Druck und Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh · 1926

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Zum Geleit.

Serausgeberin dieses Buches ist Karl Holls Lebensgefährtin, Frau Anna Holl. Sie hat sich mit dem Schreiber des Geleitworts in die aufkommende Arbeit geteilt. Was über die Unterlagen der gebotenen Texte und die Art ihrer Behandlung zu wissen nötig ist, sagen Bemerkungen zu Beginn der einzelnen Teile. Das beigegebene Bild ist im Jahre 1924 aufgenommen.

Karl Holl hat mir, als ich ihm letzten Winter meinen Predigtband sandte, geschrieben (1. XII. 1925): „Predigten sind ein so persönliches, ein so heiliges Bekenntnis, daß jedes Wort eines anderen darüber mir immer als eine unverschämte, eine die Sache selbst herabziehende Einmischung erschienen ist.“ Mit diesen Worten hat er nun mir selbst für dies Geleitwort eine Grenze gezogen. Vielleicht aber darf ich an sie den Grund anknüpfen, der Frau Anna Holl und mir den Mut zur Zusammenstellung dieses Buchs gestärkt hat. Viele kennen Karl Holl nur als den großen Gelehrten. Sie sollen ihm nun unmittelbar ins Auge schauen. Die ihn persönlich kannten, wissen, daß er in den Predigten und Andachten hier streng an sich hält und mit keiner Silbe über das hinausgeht, was

ihm als Gottes Wirklichkeit zu sehen und darunter sich zu beugen wirklich gegeben war. So schlicht, so arm, so sachlich wie möglich gibt er von Gottes Willen, den er in seinem täglichen Leben und Kämpfen über sich weiß, Rechenschaft. Darum wagen wir zu hoffen, Gott werde an diesem Buche seinen Glauben wahr machen, daß alles, was einem Menschen zu glauben und danach zu leben geschenkt wird, durch ihn auch denen geschenkt wird, unter die er gestellt ist.

„Christliche Reden“ haben wir das Buch genannt. Der Name ist in Karl Holls schwäbischer Heimat vertraut. So wenig er selbst je den Mut gehabt hätte, wir dürfen mit diesem Namen getrost die Erinnerung an den alten Johann Tobias Beck wachrufen. Denn das verbindet den kritischen Theologen, der mir gegenüber einmal Ferdinand Christian Baur als seinen wahren und einzigen Lehrer in der Geschichtsforschung bezeichnet hat, mit dem großen Biblizisten: daß er mit hingebendem Ernst so lange in das vor ihm stehende Wort der Schrift hineinsieht, bis es zu ihm von seinen Nöten und den Nöten seiner Zeit und seines Volks zu reden anfängt. Er hat die Worte zu den Andachten des zweiten Teils in der Regel nicht frei gewählt, sondern sich einfach an die Losungen der Brüdergemeinde gehalten. Aber er hat sie stets mit solchem Glaubensgehorsam ergriffen, daß mir jemand, dem ich die Andachten

zu lesen gab, sagte: „Ich hab’ an ihnen erst verstanden, daß Gottes Wort wirklich die Speise eines Menschen sein kann.“ Freilich, sein Kampf war unvergleichlich härter als der Beck’s. Der Feinhörige spürt es hindurch, daß hier ein Mensch redet, dem über der strengen Rechenschaft über eine Wirklichkeit, darauf man bauen kann, zunächst einmal alles zerbrochen ist, und der dann vom Allereinfachsten aus — von der wahrhaftigen Beugung unter die Tatsache her, daß er Geschöpf ist, also nicht eigenen Rechtes, sondern nach dem Willen seines Schöpfers zu leben hat — sich zum Evangelium hingefunden hat. So manchesmal hat er mich mit dem Worte getröstet, daß Gott es dem Aufrichtigen zuletzt doch gelingen lasse. Was sich für ihn persönlich in das Wort hineingelegt hat, wird in diesem Buche sichtbar.

All das ist nicht unwichtig für das Verständnis der großen geschichtlichen Arbeiten Karl Holl’s. Sie überraschen jeden, der sie liest, immer wieder durch eine Gabe der Beobachtung, die auch bekannte Dinge ganz neu zu sehen und auch in den verwickeltsten Fragen zu einfachen und bei aller Größe fast selbstverständlich wirkenden Gesichtspunkten durchzudringen vermag. Sie ist ihm nicht in den Schoß gefallen. Er hat sie sich errungen. Sie ist gegründet in einer Zucht der Überwindung, die auch die längsten Umwege der Forschung nicht scheute; in einem Gehorsam, der nichts im voraus

wissen wollte, sondern sich alles erst zeigen ließ — wie oft ist er, gerade von seinen Lutherforschungen darf ich das bezeugen, von dem was er fand völlig überrascht gewesen —; und nicht zuletzt in einem sich einbohrenden Ernste, der so lange an den Dingen pochte, bis er den Eingang in die Tiefe fand, in der sie einfach waren und eine Entscheidung forderten. Das heißt aber: sie ist in seinen religiösen Kämpfen und in seiner Art, sich unter Gott zu stellen, gegründet. Die entscheidende geschichtliche Wahrnehmung glückt nur dem Glaubensgehorsam, denn nur er kann bis ins letzte wahrhaftig sein. So ist in Karl Holls Arbeit ein Einklang zwischen dem Geiste unbestechlicher wissenschaftlicher Forschung und dem Ernste lauterer christlicher Frömmigkeit, der denen von seinen Schülern, die in die wissenschaftliche Arbeit getreten sind, als sein bestes Vermächtnis erscheint. Eben auf die Universität gekommen, hörte ich bei ihm den ersten Teil der Kirchengeschichte. Sein Kolleg zerstörte mir — wie dies Kolleg es muß, wenn es recht gelesen wird — den Kinderglauben, den ich mir bis dahin hatte bewahren können. Dennoch wurde ich an Kirche und Theologie keinen Augenblick irre. Denn das mußte auch stumpfer Sinn spüren: dem Manne, der da tief ernst auf dem Katheder stand, war — obwohl er damals kaum eine unmittelbar religiöse Äußerung tat — das Evangelium eine wahrhaftige Wirklichkeit. So

mußte eine Einheit da sein, die bei ehrlichem Suchen sich finden ließ. Ich danke Gott noch heute dafür, in diesem Kampf, der keinem Theologen erspart werden darf, dieses Mannes Führung gehabt zu haben. Vielleicht kommt es daher, daß ich dies Buch hier besonders gern von jungen Theologen als persönliches Erbauungsbuch gebraucht sähe.

Noch aus einem andern Grunde sind die Predigten und Andachten des Buchs ein Zeugnis davon, wie Karl Holl war. Sie zeigen, wie er Deutschlands Kampf und Zusammenbruch durchlebt hat. Bei den Andachten insbesondere wollte man nie vergessen, in was für furchtbaren Jahren sie gesprochen sind. Es war bis an seinen Tod Karl Holls Meinung, daß Deutschland durch mangelnde Treue in dem von Gott ihm aufgezwungenen Kampfe eine nie wiederkehrende Gnadenstunde versäumt habe, und in allem, was seit 1918 geschehen ist, sah er die Zeichen des Gerichts über ein ungehorsames Volk. Er hat noch für sein Volk zu beten, kaum noch menschlich zu hoffen gewagt. Woran er sich letztlich hielt, zeigen einige Worte aus dem Brief, den er mir am 16. XI. 1918 schrieb: „Ich erfahre es in diesen Tagen wieder . . ., man wird wieder einmal unbarmherzig hart gefragt, worauf steht dein Glaube, und was kann er ertragen? Und ich empfinde angesichts solcher Strenge doch immer etwas wie eine Befreiung. Bleibt nur ein Rest, der den Glauben festhält, dann gehen wir

doch nicht unter. Darauf wird's ankommen." So wurde ihm das die Frage, an der er den Menschen und auch das, was er für Deutschlands Schicksal bedeutete, beurteilte: ob er zu der Gemeinschaft der wahrhaft Gläubigen gehörte. Und der Druck, der auf uns Deutsche gelegt ist, wurde ihm für die, die Gottes Hand in ihm spüren und sich durch ihn ins Evangelium führen lassen, zum großen und heiligen Segen. Mit seiner ganzen leidenschaftlichen Treue hat er sein Volk geliebt, — und gerade auch (das sagt denen, die nicht wissen, wie sehr er im Kolleg da das Gewissen schärfte, gar manches Wort in diesem Buche) die Ärmsten seines Volks geliebt. Aber diese Liebe, die ihm — und mit ihm denen, die empfinden wie er — zum tiefsten Schmerze seines keineswegs leichten Lebens geworden ist, ist ihm wahrhaftig so wie er's glaubte zum heiligen Segen geworden. Sie war hineingestellt in seinen Glaubensgehorsam unter das Evangelium, so hat sie ihn wieder in größere Tiefen des Lebens unter Gott geführt. Sie hat ihm den verzehrenden Willen gegeben, der dazu gehörte, sein Lutherbuch zu schreiben. Sie hat ihm recht eigentlich auch erst den vor großen Worten scheuen Mund entriegelt zu dem Zeugnis, das in diesem Buche gesammelt ist.

E. Hirsch.

Erster Teil: Predigten

Bemerkung. Diese acht Predigten sind zu den angegebenen Zeiten im Berliner akademischen Gottesdienst gehalten worden. Nr. 1 und 2 sind als Einzeldrucke im Verlag von Martin Warnack Berlin 1917 erschienen, Nr. 4 ebenda 1918, Nr. 5 ebenda 1919. Nr. 3, 6, 7 u. 8 sind in den Pastoralblättern für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung, herausgegeben von Erich Stange, veröffentlicht, und zwar Jahrgang LX (1918) S. 431—36; LXII (1920) S. 529—535; LXIII (1921) S. 533—540; LXVI (1923/24) S. 58—65. Die Überschriften zur dritten und zur achten Predigt sind vom Herausgeber hinzugefügt. Sonst erfolgt der Abdruck, unter stillschweigender Verbesserung der (sehr seltenen) offenbaren Fehler der früheren Drucke, nach den Handstücken des Verstorbenen.

1. Vom Dank gegen Gott als einer Quelle der Kraft.

(14. I. 1917.)

Eph. 5, 20: Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi.

Wir haben in diesem Krieg viel Ursache zum Danken gehabt und wir haben gedankt, aufrichtig gedankt. Zu Anfang, als sich der Krieg gegen uns selbst herwälzte, als Ostpreußen überschwemmt und dann der herrliche Sieg von Tannenberg uns geschenkt wurde; als in der Champagneschlacht wie später an der Somme unsere braven Truppen so unerschütterte standhielten; als der große Durchbruch am Dunajec gelang; zuletzt noch, als der Abfall Rumäniens, der unser Verderben werden sollte, vielmehr zu unserm Heil ausschlug, — wer hat da nicht jedesmal empfunden, daß Gott uns beigestanden und uns befreit hat? wer hat da nicht von Herzensgrund Gott gedankt?

Aber über solche Höhepunkte hat uns der Gang der Dinge allemal wieder rasch hinweggeführt. Es blieb immer noch so viel Druck übrig, so viel

wachsende Not, die wir an uns und an andern verspürten, neue Sorgen und Beklemmungen traten hinzu: da kam es manchem fast wie ein Unrecht vor, länger in dieser Dankesstimmung gegen Gott zu bleiben. Viel eher schien es am Platz, jene großen, erhebenden Erinnerungen wieder zurückzudrängen, damit alle Kraft für die neuen Aufgaben des Tages frei würde. Zu viel danken, zu lang danken galt wie ein innerliches Hindernis für die Erfüllung der jetzt vor uns liegenden Pflichten.

Ist das nicht ein Grundsatz, nach dem wir auch sonst im Leben handeln? Ein Schriftsteller, der eine Zeitlang zu den gelesenen gehörte, hat es rundweg ausgesprochen: „Rein gesunder Mensch ist dankbar.“ Tatsächlich sträubt sich im heutigen Menschen von vornherein etwas gegen das Danken. Und es sind nicht bloß gemeine Beweggründe, die davon abhalten. Alles Danken schafft Rücksichten und Bindungen, durch die man sich unter Umständen gehemmt fühlt. Hat man im Dank Verpflichtungen gegen andere anerkannt, so kann man sich nicht mehr so frei, wie man möchte, bewegen. Man muß an den und jenen denken, den man vielleicht verletzen könnte. Man unterläßt ihnen zu lieb manches, was man sonst getan hätte, oder man spricht und handelt wenigstens nicht so entschieden, wie man eigentlich zu sollen glaubt. Danken weist immer nach rückwärts; wir aber wollen nach vorwärts. Wir wollen „vergessen,

was dahinten liegt, und uns strecken nach dem, was vorne ist". Wir wollen uns so geben, wie es unserer Anlage, unserer Kraft, unserem Gefühl entspricht, ohne zu viel Rücksicht auf die Menschen und die Dinge, die früher auf unser Leben eingewirkt haben. Sonst verkümmern und ersticken wir. So dienen wir am besten uns selbst und schließlich auch den andern. Was aber Menschen gegenüber recht ist, sollte das nicht auch gegenüber Gott billig sein?

Der Mann, der unsern Brief schrieb, war anderer Meinung. Er sagt mit nachdrücklicher Betonung: Saget Gott Dank allezeit für alles. Er will sogar ein ununterbrochenes Danken, und er sieht im Danken offenbar nicht eine Schwäche, die uns lähmte, sondern eine Quelle der Kraft. Und ich glaube, er hat recht. So laßt mich heute reden

Vom Dank gegen Gott als einer Quelle
der Kraft.

I.

Es hat es in dieser Zeit mancher wieder mit dem Beten versucht, der früher nichts davon gehalten hatte. Im Felde wie daheim. Wir hörten es aus den Schützengräben: als unsere Truppen zum erstenmal mit dem Trommelfeuer überschüttet wurden, da sei es wie ein Gebetswimmern durch die Reihen gegangen: wie mit einem Schlag hatten

alle das Bedürfnis, jetzt bei dem Halt zu suchen, der hier allein noch als Helfer übrig blieb. Wir sahen es daheim. Ungezählte, denen es um ein teures Leben bange ward, fingen nun wieder an zu Gott zu rufen, daß er ihnen den Mann oder den Sohn erhalten möge.

Und mancher hat in solcher Lage eine große Gotteserfahrung gemacht. Gerade da, wo alles um ihn her versank, Welt, Freunde, Kameraden, wo er sich wirklich ganz allein, ganz verlassen fühlte, da empfand er es mit einem Male: nein, ich bin doch nicht allein; es ist einer bei mir, dessen Hand ich spüre, dessen Stimme ich vernehme durch allen Geschützdonner hindurch. Und damit kam eine wunderbare Macht, eine innere Ruhe über ihn — eine Freudigkeit, sich selbst und sein Leben ganz in diese Hand zu legen.

Aber bei vielen ging es ganz anders aus. Sie schrien wohl zu Gott, aber es kam kein Widerhall. Das Herz blieb so leer, wie es vorher gewesen war. Und trat vollends das ein, was sie mit ihrem Beten hatten abwenden wollen, blieb der von Gott Ersuchte trotzdem im Kampf, dann fühlten sie sich wie enttäuscht und betrogen. Gott — wenn es einen solchen gibt — tut doch, was er will, ohne sich um unsere Angst, um unseren Schmerz zu kümmern. Wer weiß, vielleicht macht es ihm sogar Freude, uns zu mißhandeln. Jedenfalls ist es sinnlos, zu ihm zu beten.

Woher dieser verschiedene Ausgang? Für uns braucht es kein Besinnen, daß die Schuld nicht bei Gott, sondern beim Menschen liegt. Es ist schwer, ja es ist fast unmöglich, daß ein Mensch in einem kurzen Augenblick das nachholt, was er ein Leben lang versäumt hat. Ein Gebet, das nur ein verzweifelter Schrei ist, hinausgestoßen in die leere Luft, ein Gebet, bei dem der Mensch vor allem sich und seinen Willen durchsetzen möchte, das kann keinen Widerhall finden, kann keine Kraft einbringen. So läßt Gott sich nichts abzwängen, so läßt er sich vom Menschen nicht gebrauchen. Wer aus seinem Gebet etwas schöpfen will, der muß wissen, zu wem er betet, und muß so beten, daß er zunächst gar nicht an sich, sondern nur an Gott und an seinen Willen denkt. Nach dem Wort des Psalmisten: wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Sonst zieht er, wie Luther sagt, auf Abenteuer aus mit seinem Gebet. Und Abenteuer führen hier zu keinem Ziel.

Wirkliches Beten will gelernt und geübt sein. Und man lernt es nicht vom Bitten, sondern vom Danken aus.

Im Leben jedes Menschen, und wäre es das ärmste und unglücklichste, gibt es Augenblicke, in denen Gottes Güte ihm besonders nahe tritt. Jeder, der sein Leben hinterher überdenkt, weiß das. Der Mann mußte mir begegnen, das Wort mußte gesprochen werden, bei dem der Betreffende

vielleicht gar nicht ahnte, was es für mich bedeutete; die Niederlage mußte ich erleiden, der Wunsch mußte mir versagt werden, sonst wäre es wohl übel mit mir gegangen.

Das sind die Eindrücke, durch die sich für uns etwas wie ein Schleier lüftet. Bei solchen Wendungen empfindet man: hier ist etwas gedacht worden; aber nicht von mir, sondern von einem andern; von einem, der sich besser auf mich und auf mein Leben versteht, als ich selbst.

Aber solche Eindrücke gilt es festzuhalten. Man hält sie fest, indem man Gott dafür dankt. Erst wenn man sie im Dank wieder vor Gott bringt, wird man sich ganz darüber klar, was man erlebt hat, vor welcher Gefahr man stand und wie man daraus errettet wurde. Und erst im Dank holt man das Allerwichtigste aus dieser Erfahrung heraus. Denn nicht das ist das Wichtigste, daß man dabei aus irgend einer Not befreit wurde oder irgend ein Glück gewann, sondern daß man dabei Gott gesehen hat: daß Gottes Liebe hier anschaulich, lebendig, greifbar vor dem Menschen stand. Gottes Bild wird uns deutlich und Gottes Güte wird Lebenswahrheit für uns, während sie vorher vielleicht nur Redensart für uns gewesen war. Und das im Dank zu rühmen, macht den Menschen innerlich frei. Es hebt ihn über sich selbst hinaus, gibt ihm eine Lust, es auf Gott zu wagen, eine Stärke, sich selbst zu überwinden, eine Bereitwilligkeit, auch

andern gegenüber sich so zu stellen, wie Gott sich gegen uns gestellt hat.

Jede solche Erfahrung bildet einen Schatz, aus dem der Mensch leben kann. Je häufiger man sie macht, desto fester wird das Band, das uns mit Gott verknüpft, desto klarer sieht man es, wie sich uns von oben her eine Hand entgegenstreckt, die uns führen und leiten und unsere Sorgen uns abnehmen will. Als neuer Mensch kommt man aus jedem solchen Dankgebet heraus.

Eben darum will unser Verfasser noch mehr von uns. Er sagt nicht nur: danket Gott so oft wie möglich, sondern danket allezeit. Das soll zunächst heißen: meint nicht, daß ihr immer erst auf eine sonderlich große Erfahrung warten müßtet, um Anlaß zum Danken zu haben. Es gibt Grund dafür allezeit, jeden Tag und jede Stunde. Das Kleine sehen können, ist überall die größte Kunst. Kein Schritt, den wir tun, kein Wort, das wir reden oder hören, kein Widerfahrnis von außen her, das nicht irgend eine leise Spur in unserer Seele zurücklasse. Und überall gibt es auch eine Seite der Sache, um derentwillen wir Gott zu danken haben. Dieses Kleine zu beachten, ist der Weg zur Höhe des Christentums. Denn so allein kommt man dazu, sich in seinem ganzen Sein an Gott anzuknüpfen. Wer allezeit Gott dankt, der fühlt auch ganz, wie er in allem von Gott abhängt — es gibt nichts, was ihm nicht von dort-

her geschenkt würde —, und wie er in allem Gott vertrauen darf. Gott allezeit danken heißt erst wirklich mit Gott leben.

II.

Aber unser Verfasser begnügt sich nicht mit dem „allezeit“, er setzt noch hinzu „für alles“. Er tut das nicht bloß, weil es so besser und voller klingt. Er weiß, was er redet, und er war wohl auch lebenserfahren genug, um zu wissen, daß er uns damit etwas fast Ungeheuerliches zumutet.

Wenn wir für alles Gott danken sollen, müssen wir ihm dann z. B. auch für den jetzigen Krieg danken? Nicht nur für das Große und Erhebende, was wir darin erlebt haben, sondern für diesen Krieg als Ganzes, mitsamt dem Grausigen, das darin geschehen ist; mitsamt den Blutströmen, die geflossen sind; mitsamt dem Jammer und dem Elend, das er uns gebracht hat und noch weiter bringen wird? Dafür Gott mitdanken sollen, das erscheint doch als ganz unerträglich. Man kann vielleicht jenes Schreckliche mit in Kauf nehmen, indem man auf das Erhebende allein Gewicht legt; aber ausdrücklich sich daran erinnern, während man Gott dankt, das ist zu viel verlangt. Wäre es nicht das richtigste, wie es uns manche raten, Gott bei diesem Handel völlig aus dem Spiel zu lassen und sich beim Umgang mit ihm ganz jenseits des Weltgetümmels zu stellen?

Nein, so geht es nicht! Das wäre nicht nur schwächlich, es hieße aus Gott einen Götzen machen, mit dem wir einen wonnigen Verkehr nach unseres Herzens Gutdünken pflegen. Ist er in Wahrheit der Gott, der die Welt regiert, so müssen wir ihn auch da finden, wo uns zunächst das Herz zittert. Und ist es uns Ernst mit dem Glauben an seine Liebe, so müssen wir sie auch wiedererkennen, wo sie uns hart ansaßt.

Aber damit wir das können, dazu gehört vor allem, daß wir uns von dem festen Grund, auf dem wir Fuß gefaßt haben, nicht wieder abdrängen lassen. Gerade in Glaubenssachen begehen wir so leicht den Fehler, daß wir das sicher Erkannte uns zu leicht wieder umstoßen lassen. Man hört nur zu willig auf die gangbare Beweisführung: „Allerdings, es gibt manches, was sich als Zeichen der Liebe Gottes deuten ließe. Aber daneben steht so viel Sinnloses, so viel Abstoßendes, so viel Grauenhaftes. Eines gegen das andere abgewogen hebt sich auf. Sehe ich das Gräßliche, dann mag ich auch nicht mehr um des Freundlichen willen an die Güte Gottes glauben.“ Das ist genau so weise, wie wenn ich sagen wollte: weil schwarz und weiß ineinandergemischt grau gibt, ist schwarz nicht mehr schwarz und weiß nicht mehr weiß. Ohne Bild gesprochen: wenn neben dem einen Fall, in dem mir Gottes Liebe deutlich geworden ist, hundert ständen, die das Gegenteil zu bezeugen schienen, so

bleibt dasjenige wahr, was dort klar wurde. Wäre es anders, wäre die Welt wirklich ein Grau in Grau, ein sinnloses Wirrsal, dann wäre es das allergrößte Wunder, daß auch nur vereinzelt etwas so Sinnvolles, so merkwürdig Zweckhaftes vorkommt, wie es jeder ernsthafteste Mensch erlebt. Diese hellen Punkte sind und bleiben die Lichtquellen, von denen aus sich für uns das Dunkel hebt. Man darf nur nicht so kindlich unverständlich sein und verlangen, daß sofort jede Dunkelheit für uns verschwinden müßte. Muß denn ich, der kleine Mensch, alles gleich durchschauen? Ist es mir nicht genug, wenn ich bei einigem sicher überführt werde? Oder ist es zu viel verlangt, wenn ich für das andere, das ich nicht verstehe, Gott Zutrauen schenken soll? So wie man doch auch einem Menschen, von dessen Zuverlässigkeit man sichere Proben hat, Vertrauen schenkt, daß er in redlicher Absicht gehandelt hat, auch wo man es selbst anders gemacht hätte.

Und es steht doch nicht so, daß das Entsetzliche, das in dieser Welt begegnet, eben bloß Entsetzen, bloß Grauen hervorrufen müßte. Sein letztes Wort hat Gott mit dem Schrecklichen, das er schickt, nie gesprochen. Es kann noch immer etwas nachkommen; das, was für ihn die Hauptsache ist. Allerdings vielleicht an einer anderen Stelle, als wir es vermuten. Ein berühmter Naturforscher, der unserer Hochschule angehörte, soll einmal gesagt

haben: für ihn sei ein Saal voller Lupuskranken die hinreichende Widerlegung des Glaubens, daß es einen Gott der Liebe gebe. Ich bin früher oft in einen derartigen Saal getreten und kann meinerseits nur sagen: ich bin nie herausgegangen, ohne ergriffen zu sein von dem Heldenmut, der wirklichen Seelengröße, die ich dort namentlich bei armen, schwachen Frauen wahrgenommen habe. Hätten ohne jene furchtbare Krankheit die Seelen wohl jene innere Schönheit und Stärke erlangt, die sie den gebildeten und den ungebildeten Weichlingen so unsäglich überlegen machte? Und es wird manchen unter uns geben, der wohl ganz gern eine Reihe von glücklichen Ereignissen aus seinem Leben missen möchte, aber niemals eine bestimmte bittere Erfahrung. Die wurde sein Heil, damit begann ein neues Leben für ihn.

Gott muß uns zuweilen unverständlich werden, er muß uns zuweilen grausam erscheinen, wenn unser Verhältnis zu ihm wahrhaftig und reinlich bleiben soll. Solange unser Glaube an ihn und unsere Wünsche zusammenfallen, stehen wir immer in der Gefahr, unsere Stellung bei ihm zu missbrauchen. Man betrachtet Gott wie eine Lebens- oder Glücksversicherung und meint wohl noch gar ein Entgelt fordern zu können für den Dienst, den wir ihm leisten. Dann wäre Gott unser Knecht und wir die Herren. Er muß es uns bisweilen zeigen, daß das Verhältnis umgekehrt ist, daß er

regiert und wir es ununterbrochen nötig haben, von ihm erzogen zu werden.

Darauf deutet unser Verfasser hin, wenn er uns „in dem Namen unseres Herrn Jesu Christi“ danken heißt. An Christus denken heißt immer so viel wie an unsere Sünde denken. Selbst da, wo wir dankend vor Gott stehen, wo wir uns ganz mit ihm eins fühlen, soll uns etwas von dem Gefühl überkommen: „Wehe mir, ich vergehe; denn ich bin unreiner Lippen.“ Wieviel mehr im gewöhnlichen Verlauf, wo die bestimmte Erinnerung an unsere Untreue, unsere Gleichgültigkeit, unsere Selbstsucht, unsere Zärtelei auf uns drückt. Wer das sich vorhält, der kommt nicht in Versuchung, mit Gott zu hadern, selbst wo er uns zu quälen scheint. Ja, der ist bereit, Gott gerade für seine scheinbare Härte und Unbarmherzigkeit zu danken.

Man muß auch da beim Kleinen anfangen. Mancher trägt ein großes Unglück leichter als die kleinen Widerwärtigkeiten des Tages. Die zerreiben, die stumpfen ab; die können es dem Menschen verleiden, daß er sich im Dank zu Gott erhebt. Eben darum gilt es, an ihnen sich zu üben. Jeder Ärger, den wir uns bereiten oder der uns bereitet wird, ist doch ein Zeichen, daß bei uns innerlich etwas noch nicht ganz in Ordnung ist: daß unsere Selbstbeherrschung noch zu wünschen übrig läßt, unsere Fähigkeit, Kleines klein zu nehmen, unsere Aufrichtigkeit des Vergebens, unsere Freude,

andern etwas zu gönnen, noch nicht allzu hoch entwickelt sind. Ist es nicht ganz gut und heilsam für uns, wenn wir auf diesen Mangel womöglich alle Tage aufmerksam gemacht werden? Haben wir nicht alle Ursache, Gott dafür zu danken, daß er uns das spüren läßt?

Wer das im Kleinen geübt hat, der gelangt schließlich auch dazu, daß er aufrichtig und ohne Redensarten Gott selbst für das wirklich Harte und Grausame danken kann. Ich sage „schließlich“ und „ohne Redensarten“. Denn so schnell geht das nicht, wie man es etwa im Liede singt: „Gott kann's nicht böse meinen,“ wenigstens nicht in dem Sinn, daß das Herz sofort ganz dabei wäre. Auch damit ist es nicht getan, daß man sich mit einem schnellen Entschluß in das Unvermeidliche findet. Es gibt ja Leute, die, wenn sie ein harter Schlag trifft, das Unangenehme mit einem raschen Aufschwung des Willens wieder von sich abzuschütteln vermögen. Das sieht heldenhaft aus, aber das Höchste ist es nicht. Ein Stück Stumpfheit und Herzlosigkeit läuft dabei mit unter, und das Beste des inneren Gewinns geht dabei verloren. Könnten wir im Ernst eine Frau wegen ihres Heldensinns bewundern, die den Tod ihres Mannes im Feld so rasch verwände? Nein, was hart ist, soll nach Gottes Willen auch als hart und wehetuend empfunden werden. Es soll uns wirklich schmerzen, und eben für diesen Schmerz sollen wir allmählich

lernen, Gott zu danken. Erst das Schmerzgefühl schafft die wirkliche tiefe Selbstbesinnung, das Verlangen nach neuen Kräften, die uns geschenkt werden müssen, wenn wir uns erheben sollen. Der Schmerz stellt den Menschen vor die Wahl, entweder sich Gottes zu entschlagen oder sich jetzt erst recht an den zu halten, der ihm scheinbar das Leben zerbrochen hat. Wohl dem, der sich richtig entscheidet. Gott zerbricht immer nur, weil er etwas Neues hervorbringen will. Wo er Lebendiges zerstört, da will er neue Selbstüberwindung, neue Tatkraft, schärferen Blick für die Wirklichkeiten des Daseins, größere Treue, herzlicheres Mitgefühl mit dem Nächsten, tiefer gegründetes Gottvertrauen in die Seele gießen. Wer auf Gott eingeht, der spürt solche Kräfte in sich wachsen. Und dann kann der Mensch allmählich den Mut finden, Gott zu danken auch für den bitteren Verlust. Er kann es jetzt tun, ohne untreu oder herzlos zu sein.

So sagen wir Ja zum Leben, indem wir für alles Gott danken. Wir als Christen sind es allein, die wirklich zum ganzen Leben ohne Umschweife Ja sagen. Und so sagen wir innerlich Ja auch zu diesem Krieg mitsamt seinen Furchtbarkeiten. Wir sehen es heute noch nicht, was Gott damit zuletzt unserm Volk bereiten will. Aber soviel wissen wir, daß Gott uns damit segnen will. Es kommt nur auf uns an, wie wir uns innerlich dazu stellen. Die Not der Zeit ist ein starker Ruf Gottes an

uns, der nicht nur ein Heldentum des Kämpfens und des Durchhaltens, sondern auch ein solches der inneren Erneuerung von uns fordert. Es soll kein einzelner aus dem Krieg so herauskommen, wie er in ihn hineingegangen ist. Jeder soll wachsen an Selbstzucht, an Liebeskraft, an Opfersinn, an Mitgefühl für andere, an Zuversicht auf den, der die Geschicke der Völker leitet. Wird der Geist unseres Volkes in diesem Krieg erneuert, dann kommt einmal eine Zeit, wo wir mit freiem Herzen Gott auch für diese schwerste Probe danken können. Amen.

2. Glaube und Begeisterung.

(29. VII. 1917.)

Joh. 11, 7. 8. 16: Danach spricht Jesus zu seinen Jüngern: Laßt uns wieder nach Judäa ziehen. Seine Jünger sprachen zu ihm: Meister, jenes Mal wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dahin ziehen? Da sprach Thomas, der genannt ist Zwillings, zu den Jüngern: Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben.

In dem Herrn Jesu Christo Geliebte!

Unser Text zeigt uns den Zweifler Thomas von einer Seite her, von der man ihn sonst nicht zu sehen bekommt, und er stellt ihn zugleich in ein Licht, in dem man ihn gern betrachtet. Ihr kennt die Lage, aus der heraus das Wort gesprochen ist, das unser Evangelium ihm in den Mund legt. Jesus rüstet sich zu seiner letzten Reise nach Jerusalem. Die Jünger reden auf ihn ein, um ihn davon abzubringen. Sie ahnen, daß er in den Tod geht. Aber Jesus kehrt sich nicht an ihre gutgemeinten Vorstellungen. Eine drückende Stille entsteht. Da greift Thomas ein mit seinem mutigen Wort: „Lasset uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben.“ Auch er sieht nicht weiter, als die andern

Jünger. Auch er meint, daß Jesus nur in sein Verderben rennt. Aber er merkt, daß der Entschluß Jesu unabänderlich feststeht. Und da dünkt es ihm Ehrenpflicht, daß der Jünger das Geschick des Meisters teilt. „Wenn er denn durchaus sterben will, so wollen wir wenigstens mit ihm sterben.“ — Ist das nicht hochherzig gedacht? Ist es nicht ergreifend, wie er durch seine Todesfreudigkeit, durch seine Anhänglichkeit die andern Jünger beschämt? Hat er nicht trotz seines Zweifels Jesus vielleicht besser verstanden, jedenfalls ihn lieber gehabt, als die andern? — Aber wie es zur ernsthaften Entscheidung kam, da hat doch auch er versagt. Er ist nicht mit Jesus gestorben. Das schmerzliche Wort: „Da verließen ihn seine Jünger alle“ trifft ihn wie die andern. Er hat die Kraft gehabt, sich aufzuraffen zu einem kühnen Wort; es wahr zu machen, dazu hat es bei ihm nicht gereicht.

Wenn wir heute diese Geschichte lesen, so steigen viele Bilder vor uns auf; Bilder, die wir im Frieden und erst recht während des Krieges gesehen haben. Manch einer hat gelebt und manch einer ist hinausgezogen, wohl erfaßt von der Größe des Christentums, aber doch mit einem geheimen Zweifel im Herzen: „Wer weiß, ob die Sache ganz wahr ist, wer weiß, ob es wirklich einen Gott, ein ewiges Leben gibt?“ Und er hat sich wohl ähnlich getröstet, wie Thomas: wenn das Christentum auch ein Traum sein sollte, so ist es wenigstens ein

großartiger Gedanke. Besser für einen großen Gedanken sterben, auch wenn er Täuschung ist, als in Stumpfheit und Satttheit, ohne Schwung und ohne Begeisterung sein Leben hinbringen.

Gewiß, das ist immer noch besser. Aber wenn das Christentum nicht mehr ist als ein großartiger Gedanke, dann ist Jesus in Wahrheit nicht der Retter der Menschen gewesen, sondern nur einer, der ihnen ein schönes Märchen erzählt hat. Ein Märchen, an dem Kinder ihre Freude haben mögen. Dann sind die achtbarer, die, wie Jesus am Kreuz, lieber ohne ein solches Betäubungsmittel sich behelfen wollen. Und wenn unser Glaube nicht mehr ist, als eine aufflammende Begeisterung, dann mag unser Ehrgeiz sich davon befriedigt fühlen; aber er ist nicht ein Dienst, den wir Jesus, den wir Gott erweisen.

Und davon, vom Unterschied zwischen Glaube und Begeisterung, möchte ich heute ein Wort sagen.

In dem Herrn Jesu Christo Geliebte!

Wieviel Jesus den Menschen gebracht hat, das erfahren wir auch darin, daß jede Zeit etwas Besonderes an ihm herausfinden konnte, das ihr vor allem wertvoll war. Es hat Zeiten in der christlichen Kirche gegeben, die sich zumeist daran erbauten, daß Jesus arm gewesen ist. Weil er nichts besaß, ja nicht einmal hatte, da er sein

Haupt hinlegte, wurde er der Tröster für alle die, die gleich ihm nichts ihr eigen nannten, und zugleich der Mahner für die Reichen, daß irdisches Gut die Seele nicht stillen kann. Zu anderen Zeiten hat man ihn sich gern vorgestellt als den Schmerzensmann, als den Verwundeten und Verschlagenen. So erschien er als der rechte Helfer für alle die, die unter der Last des Lebens seufzten, und als der Gewissenswecker für die Harten und Gewaltthätigen.

Unsere Zeit hat schon vor dem Krieg mit Vorliebe das Tapfere, das Heldenhafte an Jesus herausgeholt. „Unser Heiland ein Held,“ das war die Losung, die wir gern vernahmen. Sein ganzes Leben war ja ein Kampf, ein Ringen mit der Stumpfheit und der Verkehrtheit der Menschen. Wir erhoben uns daran, wie er die Schlaffen so kräftig aufrüttelte, die Toten aus ihrem geistlichen Schlaf weckte, wie mutig er den Pharisäern entgegentrat und wie männlich gefaßt er in den Tod ging. Und es war gut und heilsam, daß Jesus der Christenheit auch einmal so vorgeführt wurde. Schon wegen der Gegner, die immer spotteten, daß das Christentum nur für alte Weiber und Schwächlinge taue. Aber auch um unserer selbst willen. Der Christus, der lange Zeit verkündet wurde, war zu sanft und zu weich. Uns drohte die Gefahr, das Christentum zu etwas bloß Rührseligem zu machen. Und war die Begeisterung,

die wir aus dieser neuen Betrachtung schöpften, nicht etwas Schönes und Wertvolles? Ohne Begeisterung geschieht nichts Großes in der Welt. Das erleben wir im Krieg alle Tage. Und auch in der Frömmigkeit hat sie ihr Recht. Wer nicht warm werden und sich nicht im Schwung erheben kann, der vermag auch die Größe Jesu nicht zu erfassen.

Auch Jesus selbst hat an der Begeisterung seine Freude gehabt. Wie der reiche Jüngling vor ihn trat, da heißt es bei Markus (10, 21): „Und Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb.“ Er hatte sein Wohlgefallen an dem frischen, jungen Menschen und an der Bereitwilligkeit, die aus seinen Worten sprach. Aber er hat ihn trotzdem nicht etwa gelobt und ermuntert, so fortzufahren, sondern ihn gleich auf eine harte Probe gestellt. Begeisterung allein genügt ihm nicht; er will mehr haben; er verlangt Glauben, und in der Probe sollte es sich erweisen, ob der junge Mann auch diesen wirklich besaß.

Das geht uns alle an. Mit dem Schwärmen für ihn und seine Sache ist Jesus nicht zufrieden. Es ist nicht schwer, in Begeisterung für das Evangelium hineinzugeraten. Sind es doch große und herrliche Dinge, die Jesus verkündet. Wem wird es nicht warm ums Herz, wenn er Jesus reden hört von dem Vater im Himmel, der so gütig und freundlich für uns sorgt, und der auch den Gesunkenen und Verirrten mit Freuden wieder bei

sich aufnimmt? Wer fühlt nicht alles Hochgemute bei sich aufwachen, wenn Jesus seine großen Gebote der Gottes- und Nächstenliebe predigt? Da ist ein Ziel gesteckt, dem nachzustreben sich verlohnt, das den Menschen über sich selbst und über das Gewöhnliche hinaushebt. Und wer kommt nicht in Schwung, wenn Jesus von der herrlichen Zukunft des Reiches Gottes spricht? Ist es uns doch dabei, wie wenn sich die Wolken über uns teilten und wir in lichte Höhen hinaufblickten, die weit über der Niedrigkeit und der Enge unseres Daseins liegen.

Aber der Begeisterung, die entzückt ist über die Schönheit des Christentums, fehlt doch noch etwas Wichtiges, ja die Hauptsache. Sie hält, wenn sie eben bloß Begeisterung ist, nie stand im Leben. Wer sich in das Christentum hineingeschwärmt hat, der legt immer seine eigenen Wünsche mit hinein und möchte sie so schnell wie möglich erfüllt sehen. Kommt dann das nicht, was er sich ausgeträumt hat, oder kommt es nicht so, wie er meinte, dann kann die Begeisterung in grimmige Enttäuschung, ja in förmlichen Haß gegen das Christentum umschlagen. Ihr kennt das Lied, in dem es heißt: „Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt.“

Das weiß Jesus, der Menschenkenner. Deshalb hat er den Begeisterten, die sich an ihn herandrängten, oft so merkwürdig kühl begegnen können. Dem Mann, der frischweg sagte: „Ich will dir

nachfolgen, wo du hingehst," hat er kalt geantwortet: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Begeisterung gibt ihm noch gar keine Gewähr dafür, daß der Mensch auch innerlich ganz entschlossen ist. Er sieht klar, daß hinter der Begeisterung viel Eitelkeit, viel Selbstüberschätzung, viel Unüberlegtheit und viel geheimer Zweifel stecken kann. Dieses Halbe, dieses Unreine will er zuerst aus den Menschen herausbringen. Denn zum Glauben, wie er ihn verlangt, gehört ein ganzer Wille, ein ganzer Mut. Im Willen, nicht im Verstand findet Jesus den Mangel, der die Menschen zumeist hindert, über die Begeisterung hinaus zum vollen Glauben zu kommen. Er hat keine Glaubensprüfung mit denen angestellt, die seine Jünger werden wollten; er wird auch mit Thomas nicht viel gestritten haben, um seine Zweifel zu widerlegen; sondern er hat, wie beim reichen Jüngling, ihren Willen erprobt. Er will sehen, worauf sich ihr Mut gründet, und ob es der wahre Mut ist. Damit gibt er uns die wichtige Lehre: bei denen, die bloß begeistert sind, und auch bei denen, die zweifeln, gebricht es noch am wahren Mut.

Vielleicht verwundert ihr euch, wenn ich das Verhalten Jesu so deute. Einem Thomas, so werdet ihr wohl sagen, hat es doch nicht an Mut gefehlt. Ihm, der sich so entschlossen mit Jesus in

den Tod stürzen will. Doch, am wirklichen Mut hat es ihm gefehlt. Unsere Tapferen, die draußen vor dem Feind stehen, würden mir darin gewiß recht geben. Sie kennen die Leute genau, die sich zu jeder schwierigen Erkundigung sofort melden und sich scheinbar kühn in jede Gefahr begeben. Das sind gar nicht immer die Mutigsten; oft genug sind es solche, die dann, wenn es wirklich gilt, jämmerlich zusammenbrechen. Sie drängen sich nur deshalb vor, weil sie vor sich selbst Angst haben. Sie mißtrauen im Innersten ihrer eigenen Kraft. Sie wollen über sich selbst, über ihre verborgene Feigheit, hinauskommen, indem sie sich durch einen schnellen Entschluß binden.

Genau so geht es auch im Geistlichen zu. Mancher steigert sich in eine Begeisterung für Jesus und das Christentum hinein, um die Zweifel, die er im Herzen hegt, die Schwäche, deren er sich bewußt ist, loszuwerden. Er meint, wie Thomas, sie zu überwinden, wenn er sich zum Helden aufbläht. Das wonnige Gefühl, daß er etwas Großes tue, soll ihm über seine innere Unsicherheit hinweghelfen.

Aber das ist ein falsches Mittel. So wird man weder seiner Zweifel Herr, noch gelangt man dadurch zu einem ernsthaften Glauben. Jesus weist uns einen andern, den rechten Weg. Er hat es mit den Überschwenglichen immer so gehalten, daß er sie gerade das zu sehen zwang, dem sie aus-

weichen wollten. Begeisterung ist wie die Tollkühnheit immer blind. Sie sieht bloß die eine Seite, das Großartige, das Erhebende, das Anziehende der Dinge. Das andere: die Gefahr, das Harte, das Abstoßende, das Entsagungsvolle verbirgt sie sich. Deshalb führt Jesus mit Absicht denen, die seine Jünger werden wollen, die Opfer, die sie bringen müssen, immer deutlich vor Augen. Wie er es dem reichen Jüngling und den andern vorhielt, so hat er es auch einmal ganz ins Allgemeine gesagt (Luk. 14, 26 ff.): „So jemand zu mir kommt und haßt nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein. Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen?“ Als ob er damit sagen wollte: gut, du bist gerührt durch die Predigt von der Liebe Gottes und willst diesen Gott lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Aber weißt du auch, daß dieser milde und gütige Gott zugleich ein heiliger Gott ist? Daß diesen Gott lieben soviel heißt, wie sich selbst, das eigensüchtige Wollen verleugnen? soviel wie sich schicken in seinen Willen, auch wo er uns das Liebste nimmt? Du bist begeistert von der Höhe und Herrlichkeit der Gebote, die ich verkündige; aber die Hauptsache ist doch,

daß sie erfüllt werden. Und sie sollen bis zum letzten erfüllt werden. Du schwärmst für die herrliche Zukunft des Reiches Gottes und für ein ewiges Leben. Aber hast du dir schon einmal klar gemacht, was ein ewiges Leben eigentlich bedeutet? Ewiges Leben heißt ewig mit Gott zusammenleben. Weißt du, was das ist? Zusammenleben mit dem Gott, dessen Heiligkeit das Unreine vernichtet? Meinst du, es wagen zu können, daß du vor ihm auch nur einen Augenblick bestehst? Geschweige, daß du ewig seine Nähe ertragen könntest? Das alles überlege dir, und dann frage dich noch einmal, ob du wirklich mein Jünger werden willst.

Jesus hat das nicht getan, um die Willigen von sich abzuschrecken. Er, der die Mühseligen und Beladenen einlud, hätte sie doch am liebsten alle gehabt. Aber er weiß, daß er das Harte an seiner Lehre niemand ersparen kann. Er will sie dazu bringen, daß sie innerlich sicher werden, und darum führt er sie auf den Punkt, wo es wirklich die Entscheidung für oder wider Gott gilt. Nicht mit dem Verstand, nicht mit dem Gefühl, sondern in dem Gewissen findet man zuletzt die Wahrheit. Dort fehlt es noch bei denen, die sich mit der bloßen Begeisterung oder mit einer bedingten Zustimmung zum Christentum begnügen. Wir sind immer geneigt, auch die höchsten Fragen, die von Gott und dem ewigen Leben, wie ein halbes Spiel

zu behandeln. Man beschäftigt sich mit ihnen dann, wenn man gerade dazu aufgelegt ist, und schiebt sie beiseite, sobald sie anfangen unbequem zu werden, d. h. sobald man darüber etwas wie einen Stachel im Gewissen fühlt. Man läßt sich auf sie ein, eben so weit, als sie mit den eigenen Wünschen übereinstimmen. „Was man gerne hört, das glaubt man gerne.“ Aber wenn man etwa dem Christentum zulieb auf ein bedenkliches Vergnügen oder auf einen zweifelhaften Umgang oder auf eine Charaktereigenschaft verzichten sollte, dann entdeckt man plötzlich, daß das Christentum doch ein bißchen rückständig ist und mit seiner Enge in unsere gebildete Welt nicht mehr recht paßt. Es möge sich doch jeder der sogenannten Gottsucher im Ernst fragen, woher es wohl kommt, daß er niemals über ein bloßes Suchen Gottes hinausgekommen ist. Ob nicht der tieffste Grund bei ihm in seiner Weichlichkeit, seiner Entschlußlosigkeit, in der geheimen Furcht vor dem, was er dann übernehmen müßte, liegt. Gerade dort will Jesus den Menschen fassen. Dagegen will er das Gewissen aufwecken. Noch einmal wendet er sich an uns mit der Mahnung: meine Lehre ist eine herzerhebende Gabe, sie ist Seligkeit für den Menschen, aber sie fordert zugleich, daß der Mensch ein anderer wird. Sonst taugt er nicht ins Himmelreich, paßt er nicht für Gott. Und nun geh in dich und sieh zu, ob dich dein Gewissen nicht überzeugt, daß meine harte

Lehre trotzdem, ja daß sie gerade darum wahr ist? Ob deine innere Stimme nicht Ja sagen muß zu einer Predigt, die dir von Gottes heiliger Liebe und von deiner Pflicht, ihn als deinen Vater und die Menschen als deine Brüder zu lieben, spricht? Und wenn du es so befindest, dann hab auch den Mut, dich zu entscheiden, und begreife, daß nicht Gott sich nach dir, sondern du dich nach Gott richten mußt. Das ist der rechte Mut, den Jesus haben will; der Mut, der aus der klaren Überlegung und aus dem Gewissen stammt.

Wer das über sich gewinnt, der hat den ersten Schritt zum Glauben getan. Nur den ersten Schritt. Denn es kommt noch darauf an, ob er seinen Entschluß auch im Leben betätigt. Jesus hat zum reichen Jüngling nicht nur gesagt: „Geh hin, verkaufe, was du hast,“ sondern noch hinzugefügt: „Und dann komm und folge mir nach.“ Diese Nachfolge, das ist das Mit-ihm-ziehen, das Jesus haben will. Erst dem, der sich bemüht, Jesu Gebote zu erfüllen, wird das, was er predigt, verständlich. Ob es wirklich einen Gott gibt, der die Menschen liebt, das begreift nur der, der selbst sich ernsthaft anstrengt, die Menschen zu lieben. Im ersten Johannisbrief steht das tiefwahre Wort: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie soll der Gott lieben, den er nicht siehet?“ Man darf sogar noch mehr sagen, er kann nicht bloß Gott nicht lieben, er kann nicht einmal Gott fassen.

Wer alles, was ihm andere Menschen an Liebe antun, hinnimmt, als ob es so sein müßte, wer meint, daß jedes Glück, das es auf Erden gibt, von Rechts wegen gerade ihm gebührte, wer, wie das der natürliche Glaube der Menschen ist, sich selbst als die Hauptsache in der Welt betrachtet, wie soll der an die Liebe Gottes glauben können? Er wird immer die Welt schlecht eingerichtet finden. Gott tut ihm lange noch nicht genug mit dem, was er ihm zukommen läßt. Denn wo wäre ein sinnengieriger Mensch mit dem zufrieden, was er hat? Aber wer nach Jesu Wort nicht sich, sondern dem Nächsten das Gute gönnt, wer darüber nachdenkt, wie er einem andern Gutes tun könnte und dafür auch nur ein einziges Mal ein wirkliches Opfer bringt, dem gehen die Augen darüber auf, was Gott ihm erweist. Weil er ein Herz hat für andere, deshalb spürt er auch, daß Gott für ihn ein Herz hat. Was er mit schwachen Kräften andern zu tun versucht, das tut ihm Gott tausendfältig. Er merkt, wie eine unsichtbare Hand ihm hilft, wie er vor Abgründen und Gefahren bewahrt wird. Er findet sich wie umgeben und getragen von lauter Wundern der Liebe, die ihm zuteil werden, ohne daß er sie beanspruchen könnte, ja ohne daß er sie verdiente. So allein kommt man zum Glauben, dadurch, daß man sich selbst wandeln läßt. Ja, dann gelangt man auch über den Glauben hinaus jetzt schon zum Schauen.

Denn die Liebe weitet den Blick und schärft das Auge für das, was ganz in der Stille vor sich geht. Sie nimmt wahr, was dem selbstsüchtigen Sinn immer verborgen bleibt, wie Gottes Reich in der Welt stetig wächst, und wie es mit seiner sanften Gewalt doch zuletzt immer die Oberhand behält.

Geliebte! Kann man, darf man im gegenwärtigen Augenblick das sagen, was ich gerade ausgesprochen habe? Man soll es sehen können, wie das Reich Gottes wachse? Jetzt, wo es doch vielmehr aussieht, als ob alle Mächte der Hölle losgelassen wären? Wo wütender Haß, Heimtücke, Verleumdung, Niedertracht, kalte Grausamkeit, rücksichtslose Erwerbsucht so offen, so furchtbar sich zeigen, wie nie vorher in der Geschichte der Menschheit? Ja, man darf es trotz alledem sagen. Wir erleben jetzt eine Zeit, in der der Herr Gericht hält, in der er seine Tenne fegt. Es fällt von den Menschen ab, was von Scheinwesen an ihnen und in ihnen war. Man sieht sie jetzt so, wie sie wirklich sind; so, wie Jesus sie uns gezeigt hat, und wie es ihm die Leute niemals recht glauben wollten. Das dient der Wahrheit; vor allem auch in ihrer Anwendung auf uns selbst. Aber eben darum vertrauen wir, daß auch dieser furchtbare Sturm seine Stelle in Gottes Weltplan hat. Er reinigt; und vielleicht bereitet das Furchtbare, das wir sehen müssen,

eine Selbsteinkehr der Menschen vor. Wer es spürt, wie in ihm selbst die Macht des Bösen durch Gottes Kraft gebrochen wird, wie Gott in seinem eigenen Herzen allen bösen Rat und Anschlag hindert, der läßt sich auch durch die Eindrücke des Entsetzlichen in seinem Glauben nicht irre machen. Es bleibt doch dabei: Gottes Reich ist die Wirklichkeit, die allein besteht, und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen. Amen.

3. Von der Treue Gottes.

(Frühjahr 1918.)

1. Kor. 10, 13: Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr's könnet ertragen.

In dem Herrn Jesu Christo Geliebte!

Das Wort, das wir betrachten wollen, ist eins von den nötigsten und eines von den schwersten in der ganzen Bibel. Unsere Kinder lernen den Spruch in der Schule auswendig; sie sagen ihn frohgemut auf, und uns Erwachsenen macht er recht viel zu schaffen. Wir haben seine Wahrheit wieder an uns erprobt in den letzten Monaten. Die harte Bedrängnis unseres Volks schien bis an die Grenzen unserer Kraft zu gehen. Manche begannen bereits ängstlich zu fragen, ob wir es noch länger würden aushalten können. Die Redensart: „Der Krieg dauert zu lange“ oder das unmutsvolle „Herr, es ist genug“ gingen unter uns um. Da kam jene wunderbare Wendung: der Zusammenbruch der Feinde im Osten und die herrlichen Erfolge im Westen. Wir sind's inne geworden, daß Gott getreu ist, daß die Versuchung, die er schickt, sich nicht ziellos dehnt, daß er ihr so ein Ende bereitet, wie wir es können ertragen.

In solchem Augenblick der Befreiung sind wir immer gern bereit, das Vorangegangene ruhen zu

lassen und froh zu bekennen: der Herr hat alles wohlgemacht. Aber wie viele sind doch unter uns, die nicht in diesen Dank einstimmen mögen, die nicht vergessen können, was sie haben durchleben müssen. Wittwen, die nach dem Tode ihres Mannes nicht wissen, wie sie das Nötigste beschaffen sollen, Eltern, denen seit dem Verluste ihrer Söhne ihr eigenes Leben als zwecklos erscheint, Kinder, die durch den Tod ihres Vaters sich um ihre ganze Jugend, um ihre ganze Zukunft betrogen sehen, Kriegsverletzte, denen ihr bisheriger Beruf jetzt verschlossen ist, und die nicht die Kraft in sich fühlen, sich in etwas Neues einzuarbeiten, — ihnen allen bringt jene Wendung keinen Ersatz für das Dahingeschwundene. Was nützt es ihnen, wenn andere Glücklichere sich jetzt freuen, oder mit leichterem Sinn Begabte sich wieder aufzuraffen vermögen?

Und bleibt nicht auch bei denen, die an dem Umschwung theilhaben, leicht ein Stachel zurück? Daß es nachher wieder besser kommt, entschädigt doch nie ganz für das Verlorene und wischt nicht alle Spuren hinweg, die die Kämpfe im Menschen zurückgelassen haben. Ein tiefer Menschenkenner hat einmal gesagt: niemand leidet, ohne an seiner Seele Schaden zu nehmen. Darin steckt leider viel Wahrheit. Wir haben auch diese Seite der Sache an uns erfahren. Ich will gar nicht erst reden von den ganz übeln Dingen, die die Kriegsnot bei uns erzeugt hat, davon, wie die einfachsten Begriffe

von Mein und Dein, die Rücksicht auf den Nebenmenschen und auf das Ganze, das Halten auf innere Reinlichkeit und Ehrenhaftigkeit so vielen unter uns abhanden gekommen ist. Wird das alles nach dem Krieg von selbst wieder in Ordnung kommen? Wir denken vielmehr daran, daß jedes Leiden tatsächlich eine starke Versuchung zur Gleichgültigkeit, zur Unlust gegenüber der Pflicht, zur Bitterkeit und Verdrossenheit gegen Gott mit sich führt. Mancher unterliegt ihr, ohne es selbst recht zu wissen. Er trägt eine Narbe mit sich herum, die immer wieder von Zeit zu Zeit brennt. Gewiß, man hat die Sache überwunden, wie man zu sagen pflegt. Aber besser wäre es doch gewesen, wenn man sie überhaupt nicht hätte zu erleben brauchen. Wäre das nicht an mich gekommen, wäre jenes andere, das ich erwartete, eingetroffen, so wäre ich wohl ein froherer Mensch geblieben. Damals starb etwas im Herzen; ein Stück Lebensfreude, ein Stück Gottvertrauen, ein Stück Glauben an die Menschen sank dahin. Der Schaden kann nicht wieder heil werden, auch wenn nachher der Druck gewichen ist.

Eben gegen diese Stimmung wendet sich der Apostel. Denn sein Wort enthält mehr, als der oberflächliche Sinn aus ihm herausliest. Er spendet uns nicht bloß den billigen Trost, daß auch der schlimmste Tag einmal vorübergeht, und daß der Mensch schließlich alles aushalten könne. Nachdrücklich stellt er die Worte voran: „Gott ist ge-

treu.“ Das soll heißen: Gott ist getreu, nicht nur darin, daß er dem Menschen während der Versuchung hilft, sondern — so meint es der Apostel im Tiefften — treu ist Gott schon darin, daß er sie dem Menschen überhaupt auferlegt. Aus Treue schickt Gott dem Menschen die Versuchung. Das zu glauben ist eine harte, eine fast ungeheuerliche Zumutung. Aber davon, ob wir's glauben, hängt es ab, wie die Versuchung für uns ausschlägt, ob sie uns zum Segen oder zum Fluch wird, ob wir sie wirklich, d. h. innerlich überwinden oder ihr zum Opfer fallen.

So laßt mich reden:

Von der Treue Gottes, die sich in der Versuchung bewährt.

Wir rühmen uns, daß wir in diesem Krieg härter geworden seien. Wir hatten es wohl auch nötig, etwas zuzulernen. Unleugbar waren wir vor dem Krieg im Begriff, in eine gewisse Weichlichkeit zu versinken, gerade auch in den Dingen, die der Apostel im Auge hat. Wir haben ein bißchen viel von unseren Nerven, von unserem Körper geredet. Von der Bühne herab wurde es uns gepredigt, und die zumeist gelesenen Schriftsteller haben es aufgenommen, daß das Blut, das der Mensch in sich trägt, die Naturanlage, mit der er auf die Welt kommt, unentrinnbar das Schicksal wie das Verhalten des Menschen bestimmt. Selbst

die strenge Wissenschaft schien es darzutun, daß die sittliche Kraft eines Menschen genau ebenso an einem gewissen Punkt aufhört, wie die körperliche Kraft. Ein bestimmtes Maß von Belastung mit Unglück und Sorge kann der Mensch vertragen, einer gewissen Art und Aufeinanderfolge von Versuchungen kann er widerstehen. Geht's darüber hinaus, packt ihn die Versuchung da, wo seine schwache Stelle ist, so muß er notwendig unterliegen. Dann gebührt sich's, ihn zu verstehen, zu bemitleiden, nicht ihn zu schelten. Nur der Pfarrer auf der Kanzel wird ihm daraus einen Vorwurf machen. Aber der ist ja wirklichkeits- und lebensfremd und hat es dann leicht, unerfüllbare Forderungen aufzustellen. So lernten wir uns in unsere Schwäche ergeben, lernten ändern und uns selbst auch schlimme Dinge vergeben.

Der Krieg hat uns gezeigt, daß der einzelne durchschnittlich viel mehr kann, als er sich selbst zutraut. Was ist aus unserer kämpfenden Truppe nicht alles herauszuholen gewesen! Es war keine Übertreibung, wenn unser Heeresbericht so oft und gerade in den letzten Wochen von übermenschlichen Leistungen unserer Braven sprach. Napoleon rühmte man es nach, daß sein Wörterbuch den Ausdruck „unmöglich“ nicht enthalten hätte. Wir dürfen mit Stolz aussprechen, daß das von unserem Heer, bis zum untersten Mann herab, ebenso gilt. Und wir wollen hoffen, daß diese Erfahrung neubelebend,

stählend auf den ganzen Geist unseres Volkes zurückwirken wird. Nicht auf die Nerven, auf den sittlichen Willen kommt es an, was der Mensch fertig bringt. Niemand weiß, wo für ihn die Grenze seiner sittlichen Kraft liegt. Vermutlich viel weiter draußen, als er selbst annimmt. Traut er es sich nur zu, rafft er sich zusammen, so mag er vieles besiegen, was der Weichherzige für ein unübersteigliches Hindernis hält.

Aber hier eben droht uns eine Gefahr. Wenn der Krieg nur den Glauben an uns selbst, das Vertrauen zu unserer eigenen Kraft bei uns gestärkt hätte, dann wäre der Gewinn höchst zweifelhaft. Dann würden wir nur von einer Übertreibung in die andere taumeln. Wie wir vorher in unserer Gebrechlichkeit uns gefallen haben, so würden wir jetzt unsere Stärke über Gebühr verherrlichen. Denn es ist eben nicht wahr, daß der Mensch aus sich selbst alles könnte, sobald er nur ordentlich wollte. Mancher, der draußen, wo ihn die Gesamtstimmung des Heeres trägt, Großartiges vollbringt, versagt jämmerlich, wenn er allein steht. Und viele, die Helden sind vor dem Feind, werden willenlos, wenn sich ihre sinnliche Natur regt, werden Feiglinge, wenn es gilt, dem Vorurteil ihrer Umgebung, des Kreises, in dem sie stehen, zu trotzen. Und, was das Schlimmste ist, bloßes Selbstvertrauen schafft überall nur Gewaltmenschen und wird bezahlt mit innerer Verarmung. Wer im Bewußtsein der

eigenen Kraft die Hindernisse des Lebens spielend überwindet, wird denen, die schwächer sind, kaum viel Verständniß entgegenbringen. Er wird sie zertreten, wo sie sich ihm in den Weg stellen, oder sie verachten, wo er sie für seine Zwecke brauchen kann. Das rächt sich zuletzt an ihm selbst. Wer hat es nicht schon bemerkt, daß gerade bei den Erfolgreichsten, bei solchen, die man zu den Großen in der Geschichte zählt, sich so oft am Schluß Ekel, Ueberdruß am Leben einstellt? Das Leben ist schließlich doch kein Turnplatz, auf dem es bloß gilt, Kraftproben abzulegen. Es mag eine Weile hingehen, daß einer sich sonnt im Glanz seiner Erfolge und aus ihnen den Ansporn zu neuen Taten nimmt. Aber auf die Dauer wird jeder dieses Spieles müde. Wozu eigentlich dies Treiben? Wozu diese ganze Quälerei? Ist dieses Leben überhaupt wert, gelebt zu werden? Sie haben sich selbst um das beste betrogen, um die innere Bereicherung, die dem Menschen die Hingebung an anderes, an Gott und an den Nächsten, bringt.

Auch der Apostel glaubt daran, daß dem Menschen eine Kraft gegeben ist, die für jede schwere Lage zureicht. Auch er kennt ein Ehrgefühl, das sich nicht beugen, nicht unterwerfen will. Aber er sucht die Quelle dafür nicht im Menschen selbst, sondern in Gott. Ist es doch nicht der Mensch, der sich in diese Welt gestellt und seinen Platz für sich gewählt hat. Ein anderer war es, der ihn

schuf, der ihn gerade so wollte, wie er geworden ist, der ihm seine Gaben und Aufgaben zuteilte. Niemand darf hoffen, sich in dieser Welt zurechtzufinden, ohne daß er dem Willen gehorcht, der allmächtig über ihm waltet.

Jedes Unglück und jede Versuchung sind ein Wort, das Gott sozusagen unter vier Augen mit dem Menschen reden will. Wo aber Gott redet, da gebührt es dem Menschen, zunächst zu schweigen und ihm zuzuhören.

Darin liegt schon sehr viel. Denn das Natürliche ist vielmehr, daß der Mensch aufschreit in seinem Schmerz und mit Klagen auf Gott einstürmt. Er ruft die Gerechtigkeit Gottes an, die ihm das hätte ersparen müssen, oder doch, nachdem es einmal geschehen ist, ihm den Schaden vergüten sollte. Wie oft hören wir's: wenn's einen gerechten Gott im Himmel gibt, so muß er mir wieder zu dem Meinigen verhelfen. Allzutief sitzt uns die Meinung im Herzen, wie wenn Gott uns durch jede Plage, die er uns auferlegt, etwas schuldig geworden wäre. Er muß uns wieder erstatten, was er uns genommen hat, und womöglich noch ein Schmerzensgeld dazu geben. So wie das Buch Hiob ausgeht, daß Hiob das Doppelte von dem bekam, was er vorher besessen hatte.

Aber mit solchen Forderungen und Klagen schwächen wir nur unsere Kraft und versperren wir uns den Zugang zu Gottes Herzen. Gewiß ist

unser Gott ein gerechter Gott, der dem Menschen vergilt, nach dem seine Taten wert sind. Wir wollen uns daran erinnern, da, wo es am Platz ist, wo wir ernten, was wir gesäet haben: da, wo es uns einmal deutlich wird, daß nicht nur jedes unnütze Wort, sondern jeder eitle Wunsch, jede häßliche Regung, die wir in der Seele geduldet haben, uns zum Strick wird. Aber wenn unser Gott bloß ein gerechter Gott wäre, wo blieben wir dann überhaupt? Wo wäre die reine Tat, auf Grund deren wir Ansprüche an Gott erheben dürften? Und wenn der ganze Sinn von Gottes Handeln darauf hinausliefe, daß er uns hinterher wieder gibt, was er uns genommen hat, so hätte er doch besser die ganze Last uns von vornherein nicht aufgelegt.

Mit gutem Bedacht redet darum der Apostel nicht von der Gerechtigkeit, sondern von der Treue Gottes. Treue Gottes ist etwas anderes als die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit weist nach rückwärts, die Treue nach vorwärts, in eine Zukunft hinein. Treue Gottes heißt, daß Gott uns festhält, auch da, wo er seine Hand von uns abziehen scheint, daß er seinen festen Plan hat, den er mit jedem von uns durchführt. Sein Ziel ist, jeden auf seinem besonderen Wege immer näher an sich heranzuziehen und in sein Wesen zu wandeln. Ihm macht's keine Freude, den Menschen zu berauben und zu quälen. Aber der Mensch hat's

nötig, immer wieder aufgerüttelt und vorwärts gestoßen zu werden. Es spürt jeder bei sich gerade in solchen schweren Stunden, wieviel Schein, wieviel Selbstbetrug doch in unserer Frömmigkeit steckt. Wo sind denn auf einmal jene schönen Gedanken, an denen wir uns sonst erhoben und erbaut haben? Sie sind zerstoßen wie Rauch, und wenn man sie aus dem Mund eines andern vernimmt, so klingt es der Seele wie ganz von fern her, wie ein fremder Ton, der sie nicht berührt. Wie schwach ist dann, wenn uns einmal eine ernsthafte Versuchung zusetzt, die Stimme des Gewissens — gerade bei solchen, denen sonst die höchsten sittlichen Forderungen kaum genug taten. Wieviel stärker ist die andere Stimme, die uns rät: einmal den Drang ganz stillen, einmal das Hochgefühl austkosten, dann mag hinterdrein kommen, was da will. Da ist es Treue Gottes, wenn er uns diesen unsren inneren Zustand offenbart; es ist Treue Gottes, wenn er trotzdem nicht an uns verzweifelt; es ist Treue Gottes, wenn er uns, die Armseligen, bei sich haben will.

Wer mit dem Apostel auf diesen Boden tritt, der ist gewappnet gegen den schlimmsten Feind, der uns in der Versuchung bedroht, gegen die Übertreibung. Wir sind immer so rasch bei der Hand mit dem Urtheil, daß ein hartes Schicksal über unser Vermögen gehe, daß Gott dieses oder jenes Opfer im Ernst gar nicht von uns verlangen könne. Man

gefällt sich in dem Gedanken, daß man etwas ganz Ungewöhnliches erdulde, wie es eigentlich noch nie ein anderer Mensch zu erdulden gehabt hätte. Und es scheint mir, daß unsere ganze kirchliche Erziehung in diesem Stück vor dem Krieg einen Fehler begangen hat. Wir reden viel zu viel von Kreuz und Leiden, von den unheimlichen, sinnbestrickenden Verführungen der bösen, argen Welt. Das fordert nicht bloß den Spott der Draußenstehenden heraus, wir setzen damit auch die innere Kraft des Christentums selbst herab. Daher kommt jene Wichtigtuerei, die jedes kleine Unglück gleich als ein großes Kreuz betrachtet und deshalb jämmerlich versagt, wenn es einmal etwas Ernsthaftes zu tragen gilt. Daher kommt auch jene Zaghaftigkeit gegenüber der Versuchung, die meint, notwendig fallen zu müssen, und darum auch wirklich fällt. Es ist gerade so, wie es in den Bergen geht. Wem man immerfort die Abgründe zeigt, die links und rechts gähnen, den faßt gewiß der Schwindel, daß er taumelt und abstürzt. Wer ruhig nach vorwärts blickt, der schreitet sicher auch über den schmalen Grat. Es ist nicht christliche Weisheit, dem Menschen all das, was ihm etwa begegnen könnte, möglichst schreckhaft auszumalen und dadurch den Glauben in ihm zu erwecken, als ob er es kaum bestehen könnte. Damit macht man ihn nur untüchtig zum wirklichen Kampf. Sondern das ist christliche Weisheit, was der Apostel predigt: sich

in fester Zuversicht stützen auf die Treue Gottes. Der, der die Versuchung geschickt hat, hat sie auch zugemessen. Hat sie zugemessen, so wie es unserer Kraft entspricht. Also können wir über sie Herr werden, und mag sie noch so schlimm sein.

Ist diese Zuversicht da, dann ist die Versuchung immer schon halb besiegt. Der tote Punkt, die Betäubung, die Verwirrung, die das Unvorhergesehene immer mit sich führt, ist überwunden. Man sieht hindurch durch den Nebel, sieht etwas Klares vor sich: den Gott, dem man hier unmittelbarer als sonst gegenübersteht. Und der Anblick Gottes gibt immer Leben und Freude. Denn er bleibt doch unser Vater, auch wo er uns streng erscheint. Ja jetzt ist er erst recht unser Vater, der uns sucht; der uns so sucht, als ob ihm an niemand so viel wie gerade an uns gelegen wäre. Da gibt es keine Ursache mehr zum Verzweifeln. Verzweifeln heißt, wie das Wort uns lehrt, keine zweite Möglichkeit, keinen zweiten Weg sehen, außer demjenigen, der jetzt verschlossen ist. Wie gern gibt sich der Mensch diesem Gefühl hin. Er findet eine Art von Trost darin, sich hineinzuwühlen in diese Stimmung und sich in seiner Verlassenheit und Ratlosigkeit zu bespiegeln. Aber wer an Gott glaubt, der ahnt immer zweite neue Möglichkeiten; denn Gott ist unermesslich reich an Mitteln. Wo er eine Thür vor dem Menschen zuschlägt, da tut er gewiß eine andere dafür auf. Nur ist sie zu-

meist nicht da, wo der Mensch sie zunächst sucht. Es mag sein, daß Verwandte, Freunde, Gesinnungsgenossen, auf die man bestimmt gerechnet hatte, sich versagen; aber dafür zeigen sich vielleicht andere, die man vordem gering geschätzt hatte, jetzt erst in ihrem Wert. Es mag sein, daß eine Tätigkeit, die man vorher mit Lust und Liebe geübt hat, jetzt verschlossen ist; aber wer weiß von sich, welche Gaben in ihm noch schlummern? Wem das eigene Unglück tief zu Herzen geht, der gewinnt wohl jetzt erst ein Auge für das Leid, das um ihn her ist, und findet Kraft für sich selbst, indem er andere aufrichtet. Es kostet immer Selbstverleugnung, sich zu einem solchen Neuanfang zu entschließen. Man hat ein Gefühl, als ob man dabei herunterstiege, als ob man sich selbst preisgäbe. Aber in dieser Selbstverleugnung liegt der Segen verborgen, den Gott dem Menschen schenken will. Wer sich unter ihn beugt, den erhebt Gott. Man spürt, wie Gott an dem Herzen arbeitet. Es weicht etwas von dem Eigensinn und der Einbildung, in denen man befangen war. Man wird kühler gegen sich selbst, aber wärmer gegenüber Gott. In ihm findet man, was man an sich selbst verlor. So wird man reich in Gott und damit reicher, als Hiob in all seinem wiedergeschenkten Gut gewesen ist. Ja selig der Mann, der die Anfechtung erduldet. Er mag von sich selbst sprechen: ich habe Gott geschaut von Angesicht zu Angesicht, und meine Seele ist genesen. Amen.

4. Kaufet die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.

(1. XII. 1918.)

Eph. 5, 15–17: So sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Anweisen, sondern als die Weisen, und kaufet die Zeit aus; denn es ist böse Zeit. Darum werdet nicht unverständlich, sondern verständig, was da sei des Herrn Wille.

Geliebte in dem Herrn Jesu Christo!

Die Mahnung, die im Mittelpunkt unseres Textes steht: „Kaufet die Zeit aus,“ ist unter uns als geflügeltes Wort im Umlauf. Wir haben sie verstanden in dem Sinn, daß es gälte, jeden Tag und jede Stunde des Daseins für unser Vorwärtsskommen auszunützen. Und wir durften uns rühmen, daß wir sie so beherzigt hätten. Wir hörten es mit Genugtuung, daß man Berlin das Fleißige nannte, und wir wurden stolz, wenn fremde Besucher schon an dem eiligen Geschäftsschritt der Leute auf der Straße feststellten, welcher Geist der Arbeitsamkeit in unserer Stadt herrschte. Uns war es wohl bei diesem Schaffen und Sichregen. So hatte das Leben Schwung: man fühlte das Wachsen der Kraft und sah, was durch Anspannung erreicht

werden konnte. Es hat sich freilich auch bei uns wie bei anderen Völkern viel Schlimmes an diesen Tätigkeitsdrang angehängt: die Rastlosigkeit ist zur Unrast, der Trieb, möglichst viel zu erwerben, zur Rücksichtslosigkeit gegen den Nebenmenschen geworden. Doch nicht davon möchte ich heute reden. Denn das Gefühl, das uns beherrschte, die kostbare Lebenszeit nicht zu verschwenden, war an sich berechtigt und gut. Wir können nur wünschen, daß es uns erhalten bleibt, damit wir die kommenden schweren Zeiten zu überstehen vermögen.

Aber der Verfasser unseres Briefes meint sein Wort in einem andern, tieferen Sinn, der uns gerade jetzt noch viel näher angeht. Er sagt nicht: Kaufet die Zeit aus, denn es ist knappe Zeit, sondern: kaufet die Zeit aus, denn es ist böse Zeit. Er betrachtet die Zeit wie etwas fremder Gewalt Unterworfenen, aus der wir sie erst lösen und befreien müssen. Die Zeit ist nicht schon dadurch unser eigen, daß wir in ihr drin stehen und sie an uns vorüberfließen lassen. Wir müssen sie erringen, wenn sie unser Besitz werden soll. Herauskaufen müssen wir sie. Das geht nicht ohne Mühe und ohne daß wir einen Preis dafür bezahlen. Aber es lohnt sich auch, sie zu erstehen. Denn, das sagt uns der Verfasser zwischen den Zeilen: gerade die böse Zeit ist die kostbarste Zeit; sie kann die gesegnetste Gnadenzeit werden, wenn man sie nur richtig aufzunehmen versteht.

Das Wort wird tiefer und inhaltsreicher, je länger man darüber nachdenkt. Laßt mich versuchen, es euch im Sinn unseres Verfassers zu deuten.

Wer die böse Zeit auskaufen will, der muß sie vor allem wahrhaft erleben. „Wir erleben Ungeheures in diesen Tagen,“ wie oft haben wir im Laufe des Krieges diesen Satz gelesen und gehört und wohl auch selbst ausgesprochen. Aber haben wir das Ungeheure, von dem wir redeten, wirklich erlebt? Es ist mir immer als ein übles Zeichen erschienen, wie das schöne Wort „erleben“ unter uns entwertet worden ist. So sehr, daß ernsthafte Menschen es überhaupt nicht mehr in den Mund nehmen mochten. Wir redeten vom Erleben eines Gedichts, einer Landschaft, eines bedeutenden Mannes, vom Erleben eines Theaterstücks und schließlich gar noch vom Erleben einer Zirkusvorstellung. Wir wußten überhaupt nicht mehr, was erleben eigentlich bedeutet. Erleben heißt nicht schon, für einen Augenblick durch ein Ereignis oder eine Sache erschüttert werden, sondern sie sich so zu Herzen nehmen, daß der ganze innere Mensch dadurch verändert und in eine neue Bahn gelenkt wird.

Das hatten wir vergessen. Und selbst jetzt, wo die Wasser über uns zusammenschlagen, stehen wir in der Gefahr, daß viele in unserem Volk das, was mit uns vorgeht, nicht in seinem ganzen Ernst auf sich wirken lassen mögen. Goethe hat einmal,

wie der Tod seines Herzogs ihn ergriff, gemeint, man müsse in solchem Fall sich sofort an dasjenige erinnern, was einem noch geblieben sei, dann könne man auch einen schweren Schlag mit Fassung ertragen. Der Rat gehört nicht zum Besten, was uns Goethe gesagt hat. Aber er entspricht allerdings einer weit unter uns verbreiteten Stimmung. Man macht geschwind einen Überschlag über das, was man besitzt, rechnet sich heraus, was unter allen Umständen gesichert ist, tröstet sich damit, daß die Sache wohl nicht ganz so schlimm würde, wie es zunächst aussieht, und meint, so sich über das Unglück innerlich hinweghelfen zu können.

Aber das heißt nicht die Zeit auskaufen, sondern sich darum betrügen. Zeiten, wie sie jetzt über uns hereinbrechen, sind uns von Gott dazu geschickt, daß wir sie in ihrer vollen Schwere empfinden. Wir sollen den Riß fühlen, der durch unser inneres wie äußeres Leben hindurchgeht. Wir sollen es uns recht deutlich machen, wie viele hohe Güter, wie viele Lebensmöglichkeiten auf immer für uns dahinsinken; daß ein Unfaßbares, ein Unheimliches sich an uns heranwölzt, bei dem wir nicht wissen, wo es enden wird. So will es Gott.

Denn was wir jetzt erfahren, müssen wir verstehen als ein Gericht. Schuld soll uns zum Bewußtsein kommen, und je tiefer der Schmerz über die zerschlagenen Hoffnungen uns durchdringt, desto aufrichtiger wird auch unsere Buße sein. Freilich,

um Gottes willen, keine künstliche Übersteigerung der Bußstimmung! Keine unwahrhaftige, unmännliche Zerknirschung! Das wäre das Verderblichste für unser inneres Leben. Aber unerbittlich ernste Selbstprüfung ist jetzt von uns gefordert.

Mancher hat wohl schon während unserer Kriegsführung an jenes warnende Wort des großen Schotten gedacht: Gott straft nichts an einem Volk so hart, wie gutmütige Schwäche und Entschlußlosigkeit. Und was wir in den letzten Tagen vernommen haben, hat uns in den quälenden Zweifel gestürzt, ob unsere berufenen Leiter schon bei der Kriegserklärung das volle Pflichtbewußtsein hatten, das wir bei ihnen voraussetzen mußten. Aber wir wollen nicht das feige Beispiel vieler nachahmen, jetzt die Verantwortung auf andere abzuwälzen. Wir stehen hier vor Gott, vor dem keine Ausrede gilt. Liegt eine Schuld vor, so trifft sie uns selbst, trifft sie uns alle.

Ich kann keine Schuld darin finden, daß wir eine Weltgeltung erstrebt haben. Wir haben nicht mehr begehrt, als was ein gesundes und aufsteigendes Volk begehren darf. Das war kein Hochmut, keine Selbstüberhebung, wenn nur in unserem Volksleben auch die tiefsten Quellen der Kraft reich genug flossen.

Mit starken sittlichen und Glaubenskräften sind wir in den Krieg eingetreten. Wir haben keinen Anlaß, das Herrliche, ja Heilige der ersten Kriegs-

monate zu vergessen oder herabzusetzen. Es war nicht Schein, was da von hochherziger Hingabe, von reiner Begeisterung, von edlem Opfersinn zutage kam. Aber es reichte nicht aus bis zum Ende. Was war der Grund? Einer der schärfsten Beobachter unserer Zeit hat während des Krieges einmal so ganz beiläufig den Satz geschrieben, daß man in gebildeter Gesellschaft das Wort Gott nicht ausspreche. Man könnte das in gutem Sinn deuten. Ich kenne Menschen von tiefster Frömmigkeit, die niemals im gewöhnlichen Gespräch den Namen Gottes über die Lippen bringen. Eine innere Schamhaftigkeit hält sie davon zurück, ihr heiligstes Geheimnis andern zu offenbaren. Aber werden wir den Mut haben, zu behaupten, daß dies der Grund sei, warum unsere Gebildeten von Gott schweigen? Oder werden wir nicht vielmehr schließen, daß sie sich ihres Christentums schämen? Zumal wenn wir eben erst in einer vielgelesenen Zeitung die kühle Feststellung fanden, daß in unserem Volk der Glaube an ein Transzendentes — so sagt man jetzt gebildet statt Gottesglaube — im Schwinden begriffen sei, und daß man darum in anderen Dingen, vor allem in der Kunst, einen Ersatz dafür suchen müsse. Es gab sich bei mir zufällig, daß ich gleichzeitig das vor einem Jahre erschienene Werk eines Franzosen über die Religion las. Der Mann war vor dem Kriege üble Wege gegangen, bis nahe an den Religionspott

heran. Aber jetzt — das ganze Buch ein einziger Hochgesang auf die Heiligkeit der Pflicht, ein vernichtender Hohn auf diejenigen, die das Pflichtbewußtsein aus niedrigen Erwägungen ableiten wollen, ein sieghaftes Bekenntnis dazu, daß Pflicht und Glaube an eine höhere Ordnung unlöslich miteinander verbunden sind. Das traf mich ins Herz. Sind das doch unsere Gedanken, die Gedanken, in denen unsere Väter vor 100 Jahren gelebt, in deren Kraft sie die Befreiungskriege bestanden haben. Jetzt werden sie von den Franzosen gepredigt! Da fiel mir Luther ein, daß Gottes Wort sei wie ein fahrender Platzregen; nehme ihn ein Land nicht auf, so ziehe er in ein anderes. Die heiße Angst überkam mich, ob man nicht, wie wir hochmütig von dem atheïstischen Frankreich redeten, künftig einmal von dem atheïstisch gewordenen Deutschland sprechen könnte. Und daran trügen wir alle, die wir hier sind, Mitschuld. Wir, die wir es wohl versäumt haben, durch die That für das Christentum zu werben.

Überlegt euch weiter, wie wir während des Krieges uns gewöhnt haben, auf dem Gebiet der Sittlichkeit im engeren Sinn sehr lässlich zu urteilen. Achselzuckend nahm man hin, was uns da von bösen Dingen aus der Etappe bekannt wurde, oder erklärte man uns, es ginge das deutsche Volk nichts an, wie ein Staatsmann seine freien Stunden verbrächte.

Und besinnt euch darauf, wie bald der schöne Gemeinschafts- und Opfersinn der ersten Monate uns verloren ging. Wir sehen jetzt mit Schreck eine Gesinnung sich ausbreiten, die nur daran denkt, aus dem allgemeinen Zusammenbruch für sich selbst noch möglichst viel zu erraffen. Aber wie früh hat dieser Geist der Selbstsucht unter uns zu wuchern begonnen und nicht etwa bloß bei den Kriegsgewinnlern und Hamsterern, sondern bei uns selbst. Erinnert euch nur an eine Kleinigkeit. Wie oft hörte man bei uns die Rede: „Gottlob, er ist verwundet, er ist nun raus.“ Das war so unwillkürlich, so natürlich, menschlich so durchaus begreiflich. Aber wo blieb da eigentlich der Bruder-sinn? Konnte sich nicht auch ein Gefühl dafür regen, daß die Last, die der Unsere getragen hatte, nun auf andere Schultern abgewälzt, und die eigene Freude mit dem Blut des Nächsten erkaufte war? Durften wir uns dann darüber wundern, wenn auch draußen der Geist der Kameradschaft schwand, und die Kämpfenden sich fragten, warum gerade sie eigentlich ihr Leben opfern sollten?

Ich will nicht damit fortfahren. Ihr werdet selbst wissen, was alles hier noch genannt werden könnte. Wahrhaftig, wir haben Ursache genug, die böse Zeit in dem Sinne auszu kaufen, daß wir den Bußruf aus ihr heraushören. Und doch, — so tief wir uns unter das Gericht Gottes beugen mögen, es bleibt im Innersten etwas zurück, was

uns vor Gott beklemmt. Kalt und höhnisch grinst uns unser Schicksal an. Was wir früher als wahnsinnige Träume unserer Feinde verlacht haben, das soll nun unbarmherzig an uns in Erfüllung gehen. Wir werden ausgeraubt, zerschlagen und dazu noch entehrt. Können wir auch dabei noch im Ernst singen: „In dem allem ist dein Wille“? Warum strafft Gott gerade unser Volk immer so furchtbar hart? Niemals in unserer ganzen Geschichte durften wir uns auf längere Zeit einer freien, geradlinigen Entwicklung erfreuen. Raum daß wir einmal etwas erreicht haben, werden wir immer wieder zurückgeworfen. Und es handelt sich doch nicht bloß um uns selbst. Mit uns geht nicht nur ein großes Stück Kultur, sondern auch ein Stück Christentum zugrunde. Denn in einem zertretenen Volke kann auch die Kirche nur ein kümmerliches Dasein fristen. Ist das nicht ein Verlust für die ganze Menschheit? Sind wir wirklich so viel schlechter als andere Völker? Waltet überhaupt eine Gerechtigkeit, geschweige eine Barmherzigkeit in der Geschichte?

Der Zweifel an Gott schüttelt jetzt viele; er faßt sie rauher an als früher, wo sie sich nur mit Denkschwierigkeiten herumschlugen. Und es ist immer noch besser, wenn der Zweifel an Gott das Herz hin und her wirft, als wenn man stumpf und gleichgültig oder gar mit irrsinniger Schadenfreude alles über sich ergehen läßt. Aber auf dem rechten

Weg sind wir damit freilich nicht. Es ist uns, als ob wir eine tiefe, ruhige Stimme vernehmen, wenn wir in unserem Text lesen: „So sehet nun zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.“ Und noch einmal: „Darum werdet nicht unverständlich, sondern verständig.“ Zweimal wiederholt unser Verfasser seine Mahnung, in der bösen Zeit nicht unverständlich zu werden. Ein kindischer Trotz findet eine Erleichterung darin, Vorwürfe gegen Gott zu schleudern, ihm den Gehorsam aufzukündigen oder vollends den Glauben an ihn verächtlich wegzwerfen. Wer verständig ist, weiß, daß Gott Gott bleibt, ob wir ihn anerkennen oder nicht, und daß er seinen Willen durchsetzt, sei es mit uns, sei es gegen uns. Es ist jetzt eine Entscheidungsstunde für unseren christlichen Glauben, vielleicht die schwerste, die wir in unserer ganzen Geschichte gehabt haben. Jeder einzelne wird jetzt auf sein Gewissen gefragt: worauf steht eigentlich dein Gottesglaube? Kannst du, willst du glauben, daß das Gute das einzig Bleibende und darum das einzig wahrhaft Wirkliche ist? Willst du das glauben, auch wenn der Weltlauf dem scheinbar ins Gesicht schlägt und wenn du selbst dabei untergehen solltest? Vielleicht, daß es für uns die einzige Rettung war, wenn Gott uns unbarmherzig vor diese harte Frage stellte. Wenn wir uns über unsere Geschichte beklagen: haben wir denn aus der Drangsal früherer Zeiten

auf die Dauer etwas gelernt? Mit tiefem Schmerz sehen wir doch, wie jetzt der Deutsche von ehemals und immer bei uns wieder zum Vorschein kommt. Es mag auch wohl sein, daß wir nur so wieder dazu gelangen konnten, ganz wahrhaftig zu werden in unserer Frömmigkeit. Hat nicht die Neigung zur tönenden Redensart und zur großen Gebärde, die vor dem Krieg bei uns herrschte, auch unsere Frömmigkeit mitverfälscht? Stach nicht hinter der begeisterten Rede oft etwas wie ein leiser Zweifel, eine Furcht, die letzten Fragen: gibt es einen Gott, gibt es ein ewiges Leben, rückhaltlos durchzudenken? Der kauft die böse Zeit recht aus, der es unter ihrem Druck lernt, sich auf sich selbst zu besinnen, und anfängt, Gott aus reinem Herzen zu suchen. Der wird auch merken, daß der Preis, den er bezahlt, nicht zu hoch ist. Jetzt erscheint uns Gott in seinem Zorn, aber das heute für uns Unfaßliche muß und kann uns nur um so größeren Segen gebären. Denn der letzte Wille Gottes ist doch immer nicht der Zorn, sondern das Erbarmen.

Davon hängt auch die ganze Zukunft unseres Volkes ab, ob es in dieser Drangsal den Weg zu Gott findet. Man komme uns doch nicht mit dem selbstgefälligen Trost von der Unverwüstlichkeit des deutschen Geistes. Der deutsche Geist, der so viel Herrliches hervorgebracht habe, könne nicht untergehen. Ob der deutsche Geist wirklich so un-

erschöpflich ist, kann man bezweifeln. Nüchterne Beurteiler haben schon lange vor dem Krieg bemerkt, wie der Gehalt unserer Kultur sank. Wir waren viel mehr dazu aufgelegt, alles zu zerfasern, statt am Einfachen uns zu freuen, und durch die Versenkung in das Sichere Neues hervorzubringen. Wir gefielen uns in lauter Verrenkungen und Übertreibungen. Jedenfalls aber weiß die Geschichte von nur zu vielen Völkern zu erzählen, die an Geist ebenso reich oder reicher waren als das unsrige, und die dennoch verschollen sind, nachdem sie ihre geistigen Güter an andere abgegeben hatten. Aber ebenso bezeugt uns die Geschichte das andere, daß noch niemals ein Volk unterging, das seinen Gottesglauben bewahrt hat. Nicht auf unseren Geist kommt es an. Der Geist kann absterben und er stirbt ab, wo kein Glaube an das Leben mehr ist. Aber der Gottesglaube schafft Leben auch aus dem Tod. Denn wo Gott ist, da ist immer Hoffnung und Kraft. Von dorthier allein kann auch eine Erneuerung unserer Kultur kommen.

Dann wenigstens, wenn der Glaube an Gott aufrichtig und nüchtern ist. Die Versuchung ist jetzt sehr groß, auch den Gottesglauben im falschen Sinn zu gebrauchen. Von den Älteren hört man es heute: gottlob, daß ich das nicht mehr lange zu erleben brauche, und Jüngere suchen bei Gott ihre Zuflucht, um im süßen Umgang mit ihm der

schreckhaften Wirklichkeit zu entfliehen. Beides ist unrecht. Gewiß, es ist uns ein Trost, der höchste Trost, daß es eine heilige Stätte für uns gibt, zu der uns kein Mensch den Zugang verwehren, in die keine irdische Gewalt eindringen kann. Aber wenn der Umgang mit Gott uns bloß ein wohliger Genuß ist, dann verscheuchen wir uns damit den Ernst der Zeit, anstatt sie auszukaufen. Derselbe Gott, in dem wir uns trösten, hat uns diese böse Zeit zubereitet; er will, daß wir in ihr leben und in ihr handeln.

Deshalb mahnt uns unser Text mit so eindringlichen Worten: „Sehet zu, daß ihr vorsichtig wandelt, und werdet verständig, was da sei des Herrn Wille.“ Des Herrn Willen zu tun, auch in der bösen, ja gerade in der bösen Zeit, das ist die ganz einfache Aufgabe, die es jetzt für uns zu erfüllen gilt. Den Ratschluß Gottes über uns zu ergründen, ist nicht unsere Sache. Den hat er sich selbst vorbehalten. Aber deutlich hat er uns vorgeschrieben, was unsere Pflicht in der Welt ist. Daran sollen wir uns auch jetzt aufrichten. Unser Text betont aber dabei noch besonders, daß wir „vorsichtig“ wandeln sollen. Anstatt „vorsichtig“ würden wir besser übersetzen „genau“. „Genau wandeln!“ Wie paßt das für unsere Lage! Wir stehen in einem Augenblick, wo alles sich auflösen scheint. Man reißt das Bestehende nieder mit einer gewissen Freude. Mit einem Schlag möchte man all

des Drucks, den uns die Vergangenheit auferlegte, ledig werden, und man verspricht uns ein neues, herrliches Deutschland, das aus den Trümmern erstehen werde. Aufrichtig möchten wir wünschen, daß diese Hoffnungen in Erfüllung gingen. Wer sie verwirklicht, der soll uns als Retter willkommen sein. Aber was uns bedenklich stimmt, ist, daß gleichzeitig mit der Umwälzung der äußeren Ordnung auch alle sittlichen Begriffe, die Gefühle der Ehrfurcht, der Treue, des Gehorsams, der Liebe zu zerstäuben scheinen. Freilich nicht erst seit heute. Wer Augen hatte, zu sehen, der konnte es schon vor dem Krieg wahrnehmen, wie der wilde Drang, überall zu verdienen, langsam unsere Anschauungen von Pflicht, Ehre und Gewissen zernagt hat, bei Hoch und Nieder, beim Arbeiter gerade so gut wie beim Kapitalisten. Die Kriegsnot hat das nur zu Ende geführt. Aber jetzt eben gilt es, sich nicht mitreißen zu lassen! Man darf nicht hoffen, daß das große Unglück, das über uns hereingebrochen ist, von selbst eine innere Umkehr unseres Volkes bewirkte. So oft man es ausspricht, es ist doch unwahr, daß das Unglück an sich, als bloß äußeres Widerfahrnis den Menschen veredle. Viel häufiger macht es ihn schlechter statt besser. Unter dem Druck wird er roh, hartherzig, gefühllos, selbstsüchtig oder stumpf und gleichgültig. Ein bestimmter Wille muß hinzukommen, wenn die Not den Menschen aufwärts führen soll. Der Wille zum „genau

wandeln“, von dem unser Text spricht. Gerade in solcher Lage dürfen wir uns am wenigsten nachgeben. Jetzt, wo uns Gott so sichtbar nahegetreten ist, müssen wir um so stärker die Verantwortung empfinden, die wir vor ihm und nicht nur vor Menschen tragen. Auf uns ruht die Verantwortung dafür, ob eine Sittlichkeit im Sinne des Christentums unter unserem Volk erhalten bleibt oder nicht. Und mit dem Wandel gilt es hierfür zu wirken, nicht mit Reden. Das heißt zunächst: streng werden gegen sich selbst. Abgetan muß werden, was an anspruchsvollem Wesen, an Weichlichkeit, an eigensüchtiger Genußfreude in uns steckt. Wir wollen die Entbehrungen tragen, ohne darüber zu jammern und ohne uns dadurch in unserem Gottvertrauen irre machen zu lassen. Vielleicht mag es uns heilsam sein, wenn wir einmal am eigenen Leib voll spüren, was Hunger und Kälte heißt. Wir werden dann wohl über vieles anders denken lernen.

Aber das Christentum verlangt noch viel mehr von uns. Es verlangt Liebe, opferfreudige Liebe, die auch für den Niedrigsten und Gesunkensten noch etwas übrig hat. Die furchtbare Not, der wir vielleicht schon in den nächsten Wochen entgegengehen, wird uns tausendfältige Gelegenheit geben, diese Liebe zu erweisen. Wir werden sie üben können in der uneingeschränkten Form, wie sie der Herr in der Bergpredigt verkündet hat. So daß

wir auch das Letzte mit dem Volksgenossen teilen. Die Ausrede: ich habe mit mir selbst genug zu tun, ich kann nicht auch noch an andere denken, darf es nicht für uns geben. Es ist gewiß: wir werden damit kaum je Dank ernten; es ist ebenso sicher, wir werden dabei mißbraucht werden. Trotzdem, es bleibt unser heiliges Vorrecht, daß wir Gott zulieb uns selbst vergessen dürfen. Und wir vertrauen darauf, daß die echte christliche Liebe ihre erneuernde Kraft auch in unserem Volksleben beweisen wird. Wir erwarten nicht, wie es die Träumer jetzt tun, daß mit der gesellschaftlichen Umwälzung gleich auch ein Reich Gottes zu uns herniedersteigen solle. Aber das glauben wir allerdings, daß vom echten Christentum immer eine Kraft ausgeht, der zuletzt auch der Rohe und Fühllose nicht widerstehen kann. Im Zeichen der Liebe hat das Christentum gesiegt; in diesem Zeichen muß es sich bei uns verjüngen.

Wir feiern heute den ersten Advent. Sonst war uns dieser Tag das Eingangstor zu einer stillen und friedlichen Zeit, in der alles Herzliche und Warme, das im Lauf des Jahres sich verborgen halten mußte, aus den Menschen hervorkam. Jetzt hören wir das Wort Friede mit Herzklopfen. Uns bangt vor dem furchtbaren Frieden, den die grausamen Feinde uns auferlegen werden. Und doch fühlen wir uns diesem Fest näher denn je. Jetzt können wir erst ganz verstehen, in welcher

Stimmung die älteste Christenheit ihr sehnächtiges „Komm, ach komm, Herr Jesu“ gebetet hat. Ja, möge er in unser aller Herzen kommen und mit sich bringen den Geist des Glaubens, der Kraft und der Zucht. Dann wird uns geholfen werden. Amen.

5. Haltet fest an der Versammlung.

(2. XI. 1919.)

Hebr. 10, 23—25: Und laffet uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheissen hat; und laffet uns untereinander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken und nicht verlassen unsere Versammlung, wie etliche pflegen, sondern einander ermahnen; und das so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag naht.

Beliebte in dem Herrn Jesu Christo!

Wir feiern heute das Gedächtnis der Reformation. Wir tun es in stärkerer Ergriffenheit als jemals zuvor. Diesmal wird uns dieser Tag wirklich, was er immer hätte sein sollen, ein Anlaß zum persönlichen Bekenntnis, zur bewußten Bejahung des Glaubens unserer Väter. Unwillkürlich denken wir in dieser Zeit immer zurück an die des Dreißigjährigen Krieges. Nur mit jener größten Not in der bisherigen Geschichte unseres Volkes läßt sich ja unsere heutige Lage vergleichen. Und doch reicht auch sie nicht heran an das, was wir erleben. Damals war die Plage furchtbar,

sie währte dreißig Jahre lang; aber sie nahm doch schließlich einmal ein Ende. Jetzt handelt es sich um eine dauernde, ja, wenn es nach dem Willen unserer Feinde geht, um eine ewige Unterjochung unseres Volkes. Und diesmal greift das über uns Verhängte an die tiefsten Wurzeln unseres ganzen Daseins: an unseren guten Namen in aller Welt, an unser Ehrgefühl, an die Kraft und den Mut unseres Willens. Und doch soll unser Glaube aufrecht stehen und nicht wanken! Dennoch wollen wir nicht weichen von dem Gott, der uns treu ist. Und wir wollen es Martin Luther danken, daß er uns solch trotzigem Glaubensmut gelehrt hat. Wenn heute alle Werte in unserem Volk abgeschätzt und umgeschätzt werden, so wollen wir uns dazu bekennen, daß die Reformation die größte Gabe gewesen ist, die Gott unserem Volk geschenkt hat. Wir wollen uns auch an dem Luther nicht schämen, der für sein Vaterland Sinn hatte und das Recht eines Volks anerkannte, sich zum Schutz seiner heiligsten Güter zur Wehr zu setzen. Und wir möchten darauf die Hoffnung gründen, daß Gott noch einmal unser Volk durch das Evangelium innerlich erneuern werde.

Aber wir müssen dabei auch wissen, daß alles, was uns die Reformation gebracht hat, auch noch an einer äußeren Bedingung hängt. Unser Text führt, nachdem er vom Bekenntnis der Hoffnung und der Pflicht zur Liebe geredet, seine Mahnung

darauf hinaus, „die Versammlung nicht zu verlassen“. Er erinnert uns damit daran, daß das Evangelium nicht bestehen bleiben kann ohne eine Kirche. Luther ist nicht bloß der große Geistesheld gewesen, der eine Fülle von bedeutenden Gedanken in die Welt geworfen hat. Seine Gedanken wären zerflattert, wenn sich nicht eine festgeschlossene Gemeinschaft, eine Kirche um sie gebildet hätte. Heute geht uns das recht nahe an. Jüngst hat in Dresden ein Kirchentag stattgefunden, der für eine neue Verfassung unserer Kirche den Grund gelegt hat. Er ist für alle Teilnehmer eine innere Erhebung gewesen. Aber soll das dort begonnene Werk gelingen, so muß uns alle ein neues Pflichtbewußtsein gegenüber unserer Kirche überkommen. Wir haben bisher zumeist unsere Kirche nur hingenommen als ein Stück der öffentlichen Ordnung, ohne viel dafür zu danken, daß wir gerade in ihr geboren waren, und ohne uns viel um sie zu bemühen. Sie bestand ja von selbst und wirkte auch ohne uns. Es ist hohe Zeit für uns zu merken, daß sie nicht von selbst besteht. Es geht vielmehr eben jetzt für sie um Sein oder Nichtsein. Und jeder, dem sein evangelischer Glaube etwas wert ist, ist nunmehr aufgerufen, sich tätig in ihren Dienst zu stellen. So laßt mich aus den verlesenen Versen das Wort herausheben, das von der Kirche handelt, und es in die Mahnung umsetzen:

Haltet fest an der Versammlung!

Geliebte in Christo Jesu!

Unser Text versteht die Versammlung, bei der wir bleiben sollen, ganz äußerlich als die regelmäßige Zusammenkunft im Gottesdienst. Schon in jener ersten Zeit hat die Kirche mit der Stimmung zu kämpfen gehabt, die, kaum nachdem sie die neue Wahrheit kennengelernt, sich wieder über sie hinausgewachsen und durch sie gelangweilt fühlte. Heute — ich brauche es nicht auszusprechen, wieviel stärker diese Stimmung unter uns geworden ist.

Woher kommt das eigentlich? Ist bloß die Unbeständigkeit oder die Oberflächlichkeit der Menschen daran schuld? Das hieße doch vielen unter unsern Zeitgenossen schweres Unrecht tun. Die Ursachen liegen tiefer, sie liegen gerade in dem, was wir mit gutem Grund als einen Vorzug unserer Zeit und unseres Volkes betrachten. Wir sind, zumal seit der Reformation, reich geworden an geistigen Gütern. Eine Wissenschaft ist unter uns groß geworden, die der Natur ihre letzten Rätsel zu entreißen sich anschickt. Wir haben Dichter gehabt, die uns alle Heimlichkeiten der Seele und alle Schönheit der Welt erschlossen haben. Denker sind unter uns aufgestanden, die kühn sich an das Welträtsel gewagt und den göttlichen Sinn alles Geschehens zu deuten unternommen haben. Tonkünstler haben in ihren Schöpfungen noch eine höhere Welt über dieser gemeinen Wirklichkeit aufgebaut. Ein überquellender Reichtum von Schätzen der inneren Er-

hebung schien damit aufgehäuft, aus dem jeder sich das auswählen mochte, was seiner Natur gerade zusagte. Denn die Überzeugung stellte sich sofort im Gefolge dieses Überflusses auch ein: nicht jedem liegt alles, auch nicht jede Weltanschauung. Der künstlerisch Begabte braucht eine andere Weltanschauung, als der zum Grübeln Geneigte, der wissenschaftliche Mensch und der Weichgestimmte eine andere, als der zum Handeln Geschaffene. Es hat keinen Sinn, es ist eine Vergewaltigung, wenn man allen das Gleiche aufnötigen will. Man muß jeden nach seiner Art selig werden lassen. Und so haben wir es denn auch gesehen, wie um jeden der großen Führer sich ein Kreis bildete, der den Meister fast mit religiöser Inbrunst verehrte und sich selbst mit einem gewissen Stolz seine „Gemeinde“ nannte. Wir reden von einer Goethegemeinde, von einer Richard Wagnergemeinde, von einer Nietzschegemeinde, von einer Haeckelgemeinde, und die Zahl dieser Jüngerschaften kann sich noch mehren, so oft wieder ein neuer Stern aufsteigt.

Demgegenüber erscheint dann unsere Kirche als etwas Enges, Rückständiges, Unerträgliches. Eng und unerträglich schon deshalb, weil sie alle auf den gleichen Weg zwingen, allen die gleiche Wahrheit auferlegen, weil sie überhaupt etwas Fertiges geben will, während der Mensch von heute gerade am ewigen Suchen, an dem immerwährenden Bezweifeln und Neubilden seine Freude hat.

Und das ist in der That die tiefste Frage, um die es sich zwischen uns und unserer Gegenwart handelt; die Frage, von der auch das Bestehen unserer Kirche abhängt: Gibt es überhaupt eine Wahrheit, die jeden Menschen zur Annahme verpflichtet? Ist das Evangelium ein Letztes, über das hinaus es keinen Fortschritt mehr gibt; so daß es Sünde wäre, nicht bei ihm zu bleiben? Oder ist es eine Lehre, die vielleicht ehemals ihren Dienst tat und auch jetzt noch manchem genügen mag, aber der Mehrzahl der Heutigen nicht mehr liegt?

Wir stellen uns auf die erste Seite. Jene gebildete Weitherzigkeit, die jeden den eigenen Weg gehen läßt, enthält doch ein gutes Teil Müdigkeit und Willensschwäche. Es verbirgt sich in ihr diejenige Ermattung des Geistes, um derentwillen es ernsthaften Männern bereits vor dem Krieg bang wurde, ob unser Volk nicht zu altern begänne. Oder heißt es nicht, sich selbst zu viel nachgeben, wenn man schon das als Wahrheit gelten läßt, was dem eigenen Geschmack oder gar der eigenen wirtschaftlichen Lage entspricht? Die Wahrheit ist doch gerade darum etwas so Hohes, weil sie uns unter sich beugt und uns zwingt, uns nach ihr zu richten. Und muß es nicht insbesondere bei der religiösen Wahrheit so sein, daß sie eine Umwälzung in uns hervorbringt? In der Religion handelt es sich nicht um etwas bloß Wohltuendes und Schönes, vollends nicht um etwas, was man nur zu seinem

inneren Ausgleich, zur Verklärung des Daseins braucht, sondern um etwas viel Höheres und von uns Unabhängiges, um das Ewige und Heilige. Fast zögert man heute, dieses Wort „heilig“ auszusprechen. Wie viele Heiligtümer haben wir im letzten Jahr zerbrochen! Haben wir damit nicht den Sinn für das Heilige überhaupt in uns zerbrochen? Das Gefühl dafür, daß es etwas gibt, zu dem wir in Ehrfurcht aufschauen müssen, etwas, das wir nicht unterwerfen können, sondern das uns vor sich niederwirft, etwas, das uns im Gewissen faßt und uns zwingt, bei ihm zu verharren? Davon, wie weit wir uns diesem Gefühl öffnen, hängt es ab, ob wir eine endgültige Wahrheit finden oder nicht. Auf uns, auf unseren Willen, uns zu beugen und uns richten zu lassen, kommt schließlich alles an. Denn wo das Gewissen mitspricht, da ist auch immer ein Letztes, etwas, über das wir nicht hinübersteigen dürfen, etwas, dessen Anerkennung wir von jedem fordern müssen. Und wir können es uns nicht denken, daß ein Mensch, dem die heilige Größe des Evangeliums jemals nahegetreten ist, nicht gern und freudig immer bei ihm bliebe. Hier ist Reinheit und Stärke, ist ein höchstes Lebensziel und eine innere Befreiung, wie sie nichts in der Welt dem Menschen zu bieten vermag. Man hat es schon oft versucht und versucht es gerade jetzt wieder, eine neue, zeitgemäße Religion unter uns zu verkündigen. Aber immer

handelt es sich dabei nur um ein schlechtes Ersatzmittel. Entweder ist es ein armseliger Versuch, das Evangelium nachzuahmen, oder wird es eine Verkehrung des Sinnes, ja ein Mißbrauch des Wortes Religion. Denn die „Religion ohne Gott“ ist ein Widersinn, bei dem es ehrlicher wäre, auf das Wort Religion vollends zu verzichten. Sie wird ein bloßes Spiel, das der Mensch zu seinem Vergnügen anstellt; unwürdig seiner selbst, wie des Namens, mit dem es sich schmückt.

Aber niemand kommt zu einer solchen inneren Vertiefung, ohne daß andere zuerst den Sinn dafür in ihm erweckt haben. Ältere, Gereifere müssen als Beispiel vor uns gestanden sein, damit wir ahnen lernen, was es heißt, einen Gott zu haben und ein Leben im Angesicht Gottes zu führen. Aus kleinen Dingen setzt sich das zusammen. Hier war es ein vielleicht ganz zufällig gesprochenes Wort, das das Innere traf, dort die Verwunderung über einen Menschen, der ruhig bleiben konnte, wo andere vor Aufregung sich nicht zu fassen wußten, dort die Beschämung durch einen anderen, der sich abwenden und widerstehen konnte, wo die Genosse sich hingaben — das sind die Eindrücke, aus denen sich allmählich etwas bei einem Menschen sammelt.

Und niemand bleibt auf der Höhe, der nicht den ständigen Umgang mit frommen Menschen und die Stärkung durch die Gemeinschaft sucht. Am allerwenigsten der akademisch Gebildete. Unser

Beruf schließt seine besonderen Gefahren für das innere Leben in sich. Die Wissenschaft verlangt eine Hingebung, die nichts anderes neben sich dulden will. Wer sich ihr nicht in dem Sinn zu widmen vermag, als ob das Glück der ganzen Welt davon abhinge, daß er eine bestimmte Aufgabe löst, der wird es nie in ihr zu etwas bringen. Und sie erzieht zugleich zur Kühle, zur nüchternen Beurteilung, zur Freude am Zweifel, zum Mut, dem allgemein Ungenommenen sich entgegenzustellen. Für das, was Herz und Gemüt angeht, scheinen nur die Nebenstunden übrig zu bleiben; es kann nur soweit erledigt werden, als es eben als Spiel betrieben werden mag. Das führt aber zur inneren Verarmung. Bei den meisten, die während des akademischen Studiums ihr Christentum verloren haben, ist von Haus aus keinerlei Feindschaft dabei beteiligt gewesen. Es ist ihnen abhanden gekommen, sie wissen gar nicht wie. Ihre Wissenschaft führte sie nie auf Fragen, die mit dem Innersten des Christentums in Beziehung stehen. Sie fanden den Weg nicht, wie man vom Christentum aus auch zur Wissenschaft und von der Wissenschaft wieder zur Religion kommt. Sie lernten vielleicht noch manches an der ihnen gerade überlieferten Form des Christentums als unhaltbar erkennen. So meinten sie, auf ihr Christentum verzichten zu müssen. Und heimlich leiden sie darunter. Wer gelegentlich einen Blick tut in das Innere

unserer Höchstgebildeten, der weiß auch, wieviel unterdrückte Sehnsucht in ihnen seufzt. Denn schließlich ist doch der Mensch selbst noch wichtiger als alle Wissenschaft, die er treibt. Und der Mensch kommt nur zu seinem Recht, wenn er in etwas lebt, was ihn täglich erneuert.

Aber das will auch immer lebendig gehalten sein. Was nicht gepflegt wird, stirbt ab. Dafür muß Zeit sein, auch innerhalb der angestrengtesten Berufsarbeit. Und keiner darf sich zu gut dünken, auch das Mittel zu benützen, das unser Gottesdienst bietet. Es ist doch im Grunde etwas Wunderbares, den, der es sich überlegt, tief Ergreifendes, was unser Gottesdienst an sich schon darstellt. Daß Menschen, die sich untereinander kaum kennen, sich sammeln um ein Unsichtbares, von dem sie doch wissen, daß es gegenwärtig ist; daß sie sich im Gebet vereinigen, so daß einer mit dem andern fühlt und denkt. Wer das auf sich wirken läßt, der müßte schon, wenn er das Gotteshaus betritt, etwas Stärkeres empfinden, als wenn er bei sich daheim ist. Hier spürt er es, wie die Macht, unter die er sich beugt, über ihn hinausreicht und geheimnisvoll webend die Menschen zusammenführt. Und was müßte alles an Kleinlichem und Engherzigem unter diesem Gefühl dahinschmelzen! Es gibt ein englisches Sprichwort, das besagt: die Duldung beginnt im Jenseits. Man könnte mit demselben oder mit mehr Recht sagen: die Liebe

beginnt im Jenseits. Wenn wir uns im Gottesdienst klar machen wollten: die Menschen, die du jetzt um dich siehst, das sind solche, mit denen du in der Ewigkeit zusammen sein sollst, müßte da nicht ein Strom der Liebe sich hier über uns ergießen? „Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen,“ sagt unser Text. Sieh dir deine Leute genau an. Um dich her sind hier Unbekannte, die vielleicht im Stand unter dir sind, oder Bekannte, die dir am Ende auf die Nerven fallen. Versuche es auszudenken, daß sie in Ewigkeit zu dir gehören und daß sie vielleicht Gott näher stehen als du. Kann da Gleichgültigkeit, Verschlossenheit, Kälte damit zusammenbestehen? Müßte das nicht ein Sporn zur Selbstüberwindung, zur Selbstbescheidung, zur Herzlichkeit werden? Und müßte sich das nicht ganz von selbst auch über den Gottesdienst hinaus fortpflanzen? Je tiefer es hier einem zu Herzen gegangen ist, desto mehr behält er es auch draußen im Gedächtnis. Mag sein, daß es ihm erst hinterdrein wieder einfällt, nachdem die Gelegenheit, es mit der That zu erweisen, schon vorüber ist. Wenn nur wenigstens der Stachel im Gewissen blieb, so kann er vielleicht ein anderes Mal sich besser bezwingen.

Und man darf doch wohl auch davon reden, was selbst der bescheidenste Gottesdienst darüber hinaus noch gibt. Mindestens das, daß er uns die Bibel und das Gesangbuch nahe bringt. Wie

viele Schätze sind darin aufgespeichert! Ein Tor, wer sich einbildet, daß er sie schon ganz verstanden oder an dem, was er davon begriffen hat, bereits ausgelernt hätte. Es gehört manchmal die Erfahrung eines ganzen Lebens oder selbst die Erfahrung ganzer Geschlechter dazu, damit ein einziges bedeutendes Wort gesagt werden kann. Wer mag dann so hochmütig sein, von sich zu glauben, daß er dem mit einem Schritt nachkommen könnte? Gilt das schon von jedem gehaltvollen Dichterverk, wieviel mehr von der Bibel. Denn die Bibel ist das geistreichste Buch, das je geschrieben worden ist. Vielleicht ist sie nur deshalb unserem Volk fremd geworden, weil wir das beides verlernt haben, was zu ihrem Verständniß gehört: wir haben verlernt zu lesen, und wir haben verlernt, scharf auf unser eigenes Leben zu achten. Unsere Väter sind an die Bibel mit dem Vorurteil herangetreten, daß sie aus ihr unvergleichliche Weisheit schöpfen könnten; sie wendeten jedes Wort darin hin und her, sie hatten jede Geschichte in der Erinnerung und fragten sich überall, was das wohl für sie bedeuten möchte. Daher fanden sie allenthalben etwas, was sie brauchen, was ihnen Kraft und Weisung geben konnte. Was hat ein Bismarck noch alles aus der Bibel herausgeholt, selbst politische Weisheit. Und wie oft kann man sich darüber wundern, wieviel echtste, vornehmste Bildung sich bei einfachen Leuten findet, die es gelernt

haben, mit ihrer Bibel umzugehen. Wir können nicht mehr lesen; wir haben uns gewöhnt zu überfliegen und meinen, durch die Masse des Gelesenen die Gründlichkeit im einzelnen ersetzen zu können. Und vollends sind wir in der Hast der Tagesarbeit davon abgekommen, unser Leben immer ins Licht der Ewigkeit zu rücken. Aber wenigstens gut gelesen bringt überall weiter als vieles eilig gekostet. Und wer nur einmal ernsthaft den Versuch macht, das Gelesene auf sich anzuwenden, wird erstaunt sein, was alles er bei sich und in der Bibel entdeckt. Er wird aber auch merken, wie nötig er auch hierfür die Gemeinschaft hat. Die Lebenserfahrung, die Auffassungsfähigkeit des einzelnen reicht niemals aus, um das, was die Bibel gibt, auszuschöpfen; er ist immer in der Gefahr, sich in seine Lieblingsvorstellungen zu verrennen. Hier muß die Gemeinschaft ausgleichen, anregen, vertiefen. Jeder Gottesdienst, dem wir antwohnen, müßte eine stille Zwiesprache sein, die wir mit dem Geist unserer ganzen Kirche halten. Im Gottesdienst redet ja nicht nur der Prediger, die ganze Vergangenheit unserer Kirche tritt vor uns hin. Und nicht bloß als Vergangenheit, sondern als lebendige Gegenwart. Sie mahnt, sie fragt, sie ermutigt, sie trägt uns. Was ihre früheren Glieder trugen, wie sie es trugen, was sie dabei lernten und sich erkämpften, das wird unser, und wir fühlen uns mit ihnen verbunden, sehen sie lebendig vor uns, auch wenn sie

durch Jahrtausende von uns geschieden sind. So wächst der einzelne über sich hinaus, wird er ein bewußtes Glied der Kirche und wird die Gemeinde als ganzes lebendig. Aus jedem Gottesdienst müßten wir anders herauskommen, als wir hineingegangen sind, und es müßte jedesmal auch das Verbundenheitsgefühl unter uns einen neuen Anstoß erhalten haben.

Mit Recht wird heute das Wort Friedrich Wilhelms III. immer wiederholt, daß wir an geistigen Kräften ersetzen müßten, was wir an äußeren verloren haben. Und auch die Erkenntnis breitet sich aus, daß die Religion allein unserem Volk noch helfen kann. Aber ehe wir andern helfen wollen, ist es nötig, daß wir bei uns selbst anfangen. Soll von der Kirche aus an Stelle des Mißtrauens, der Abstoßung, des Hasses, die jetzt unter uns herrschen, ein neuer Gemeinschaftssinn in unserem Volk sich verbreiten, so müßte dieser zu allererst in der Kirche selbst aufwachen. Wir können unseren Dank gegen die Reformation nicht besser bezeugen, als indem wir unsere Kirche hochhalten. Sie ist nicht arm, sie ist nicht rückständig, sie ist reich an geistigem Gut, sie ist das Zeitgemäße, das es überhaupt gibt. Wenn wir es nur erkennen und nützen wollten. Wenn Gott uns dazu unsere gegenwärtige Not segnet, dann wollen wir ihm auch für unser Unglück als für eine Gnade danken. Amen.

6. Von der christlichen Nüchternheit.

(6. VI. 1920.)

1. Petri 4, 7–10: Es ist aber nahe gekommen das Ende aller Dinge. So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet. Vor allen Dingen aber habt untereinander eine brünstige Liebe; denn die Liebedecktauch der Sündenmenge. Seid gastfrei untereinander ohne Murmeln. Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

Beliebte in Christo Jesus! Von der christlichen Nüchternheit möchte ich heute ein Wort sagen. Ist es zeitgemäß, davon zu predigen? Werdet ihr mir nicht sofort entgegenhalten: ach davon brauchen wir wirklich nichts zu hören. Wir sind schon ernüchtert. Grausam sind wir ernüchtert worden. Wir sind herabgestürzt worden aus allen Träumen, Hoffnungen, die wir hegten. So tief sind wir ernüchtert worden, daß wir überhaupt nicht an das erinnert sein wollen, was uns ehemals das Herz geschwellt hat. — Aber ist es nicht auf der anderen Seite wahr, daß der Mensch nie weniger nüchtern,

nie mehr zum Träumen, zum Übertreiben, zum Spiel mit Trugbildern geneigt, nie leichter zugänglich ist für jeden Wahn, als dann, wenn er im Unglück sitzt? Was ihm die Wirklichkeit versagt, das sucht er auf irgend eine Weise, wenigstens in der Vorstellung oder in der Hoffnung, wieder zu gewinnen. Hundertmal mag er versichern, daß er sich auf den Boden der Tatsachen stelle: er tut es nicht und kann es nicht tun. Der ganze Lebenswille bäumt sich dagegen auf. Wir erleben das jeder einzelne an sich selbst, und wir sehen es vergrößert an dem, was jetzt in der Seele unseres Volkes vorgeht. Die wilden Anklagen, die ein Teil gegen den anderen schleudert, das prahlende große Reden, wie sich Deutschland innerlich erneuert habe oder wenigstens sich zu erneuern beginne, die fast grausame Wollust, mit der sich andere in den Gedanken unseres Leidens, unseres tiefen Unglücks stürzen: — es gibt ja Leute, die unsere gegenwärtige Lage „höchst interessant“ finden, — was sind das alles anders als krampfhaftes Versuche, sich über die Wirklichkeit hinwegzuhelfen, sich an etwas zu berauschen, was über die harte Not trösten kann? Und das geht hinein bis in die Religion selbst. Ohne Zweifel hat eine Sehnsucht nach Religion, nach dem Besitz eines Höheren unser Volk erfaßt. Aber was wird am meisten gesucht? Nicht das nüchterne, strenge, einfache evangelische Christentum, sondern die Formen der Frömmigkeit, die alle

Wirklichkeit auslöschen, wo man in einem Jenseitigen sich aufhält und sich selbst wie die Welt dabei vergißt — ob das nun Szientismus oder Theosophie oder Anthroposophie im einzelnen heißen mag.

Man empfindet, heißt es, Mitleid mit unserem Volk, wenn man sich diese Züge überlegt. Wie tief muß dieses Volk innerlich leiden, wenn es so angstvoll sucht und sich haltlos an alles ausliefert, was ihm Befreiung verspricht. Aber von da aus begreift man auch, daß sehr viel innere Kraft dazu gehört, um wirklich nüchtern zu sein. Nüchternheit ist nicht eine Sache, die dem Menschen von selbst zufällt. Sie ist eine hohe Kunst, die nur mit viel Selbstzucht gewonnen wird.

Der Text, den ich verlesen habe, stammt aus dem ersten Petrusbrief. Es ist wohl bedeutsam, daß gerade dieser Brief, der so herrliche Worte von der christlichen Hoffnung enthält, zugleich so oft und so nachdrücklich wie kein anderer Brief von der Nüchternheit redet. Denket an ein Wort wie das von dem Gott, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung „durch die Auferstehung Christi von den Toten“, und von dem Gott, „der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht,“ und haltet daneben die immer wiederkehrenden Mahnungen: „So seid nun nüchtern;“ „seid nüchtern und wachet;“ seid mäßig und nüchtern zum Gebet! Bleibt nüchtern, gerade deshalb, weil das Ende naht.

So kräftig wie möglich prägt er es uns damit ein: Christen Hoffnung und Nüchternheit gehören zusammen. Die echte christliche Hoffnung macht nicht trunken, sondern nüchtern. Aber es gilt auch das Umgekehrte: christliche Nüchternheit ist keine graue Hoffnungslosigkeit. Wer nüchtern ist, so wie es das Christentum will, der darf auch hoffen.

Alle lebenskundigen Leute werden uns die Mahnung zu solcher Nüchternheit freilich von vornherein bestreiten. Sie versichern uns, ohne Täuschungen, sogar ohne bewußte und gewollte Selbsttäuschung komme man nicht durchs Leben. Man kann den Druck des Daseins nicht aushalten, wenn man sich nicht gewisse unangenehme Dinge und Verhältnisse absichtlich verbirgt. Man muß dankbar sein für jeden holden Wahn, der sich einstellt. Er hilft immer ein Stück weiter. Man soll sogar eitle Hoffnungen nähren, um nicht unterzugehen. Wären die Juden als Volk bestehen geblieben, wenn sie nicht die Hoffnung gehegt hätten, daß dermaleinst wieder eine Glanzzeit im Heiligen Lande für sie begänne? Hätte die älteste Christenheit den schweren Kampf mit dem römischen Staat bestehen können, wenn sie nicht daran geglaubt hätte, daß das Ende ganz nahe sei und der Herr in Bälde käme? Und was würde aus unserem Volke werden, wenn ihm die Augen darüber aufgingen, wie trostlos, wie hoffnungslos unsere Lage ist. Es würde in Verzweiflung und Stumpfsinn versinken. Man lasse

ihm doch seine Träume, auch seine Einbildung in jedem Sinn. Sie sind das einzige Mittel, um es innerlich am Leben zu erhalten.

Es mag sein: man kommt auf diese Weise über manches Bittere hinweg. Man schont damit seine Nerven und auch seinen Lebensmut. Aber Täuschung bleibt immer Täuschung. Sie wird ebenso oft, wie sie gelingt, mit einem um so schlimmeren Erwachen bezahlt. Und jedenfalls: stärker, innerlicher, tiefer wird man auf diesem Weg nicht. Man wird so vielleicht, wie man zu sagen pflegt, mit dem Leben fertig. Aber das Beste am Leben findet man dabei nicht. Das findet nur der, der auch seine Härten zu sehen sich entschließt.

So will es auch unser christlicher Glaube. Feste Frömmigkeit ist immer Wirklichkeitsglaube, Wirklichkeitsglaube im allerstrengsten Sinn des Worts. Wir glauben nicht nur an den Gott, der selbst wirklich ist, sondern der auch Wirklichkeit schafft: eben die Wirklichkeit, die uns umgibt. Ein Glaube, der sich aus der Welt, hinter die Welt flüchtet, der seinen Gott nur in einem Jenseits sucht, um sich dort an ihm zu ergötzen, ist nichts weiter als ein Traum, ein im tieffsten Grund unwahres, Gottes wie des Menschen unwürdiges Spiel. So gewiß wir an einen lebendigen Gott glauben, so gewiß wollen wir auf die Wirklichkeit so sehen, wie sie ist, ohne Schleier, ohne Trug, ohne Künstelei. Denn diese Wirklichkeit, diese Welt, diese Geschichte, dieser

Gang der Dinge, das ist sein Werk, und nur darum, weil es sein Werk ist, ist es wirklich. Hier müssen wir Gott suchen, und wenn wir ihn da nicht finden, finden wir ihn überhaupt nicht.

Unser Text zeigt uns einen einfachen Weg, wie wir zu solcher Nüchternheit gelangen können. Er ermahnt uns nicht nur im allgemeinen: „Seid nüchtern,“ er sagt bestimmter: seid nüchtern zum Gebet. Das Gebet ist immer die beste Probe auf unsere Hoffnungen, Meinungen und Wünsche. Ob wir den Mut haben, sie Gott vorzutragen, darauf kommt es an. Wer diese Probe macht, wird sofort merken, wie viele seiner Herzenswünsche und Träume gleich Seifenblasen zerspringen. Sobald einer sich vor Gott stellt, wird er nüchtern. Da empfindet er, wie er auf einen anderen Willen stößt, auf einen Willen, der höher, größer, reiner, übermächtiger ist als der seinige, vor dem es — ach so lächerlich, so kindisch ist, ihm nahelegen zu wollen, wie es eigentlich in der Welt zugehen müßte.

Es ist uns freilich eben jetzt furchtbar schwer gemacht, in diesem Sinn nüchtern zu werden. Wir haben jenen Willen in seiner ganzen Härte kennen gelernt. Gott ist hinweggegangen über unser Volk, über das, was wir als unser gutes Recht in der Welt beanspruchen durften; all das Heldentum so vieler Tapferer, alle Aufopferung, all unser Hoffen und Glauben hat vor ihm nichts gegolten. Wir sind zu Boden geworfen und müssen es noch — das

ist vielleicht das Bitterste — dulden, daß unsere Gegner sich als die Vollstrecker eines Weltgerichts, als die berufenen Werkzeuge Gottes gebärden. Das mutet uns immer noch an wie ein böser Traum, das kann ja gar nicht wahr sein, so gewiß ein Gott im Himmel lebt. Aber eben dieser Gott im Himmel hat das gewollt, hat das gemacht. Und wenn wir jetzt erschrecken vor diesem Furchtbaren, uns Unverständlichen, so ist es vielleicht für uns gut, daß der Schauer vor Gott wieder einmal mächtig unsere Seele berührt. Er ist der Gewaltige, der seinen Weg in der Geschichte geht, wie er es sich vorgesetzt hat. Und wir sind die Ohnmacht, die ohne ihn nichts ist. Dies fühlen, unsern Abstand von Gott merken, indem wir die Wirklichkeit sehen, das heißt nüchtern werden.

Gewiß ist Gott über uns hinweggeschritten nicht ohne unsere tiefe Schuld. Ich möchte mich nicht zu den falschen Propheten gesellen, die jetzt unser Volk hineinzwingen wollen in ein übertriebenes Bußgefühl: als ob wir die Hauptschuld, die eigentliche Schuld am Kriege trügen, und als ob unser Volk und unsere alte Regierung vor andern sich vergangen hätte. Das zu predigen ist Sünde, weil es unwahr ist. Aus solcher Buße, gegen die unser klares Gewissen sich sträubt, kann kein Segen erwachsen. Aber ein Gedanke, den gerade unser Textwort nahelegt, hat sich mir immer aufgedrängt und drängt sich mir in der Gegenwart erst recht

auf. Wie stand es eigentlich und wie steht es jetzt noch mit dem Wirklichkeitsgehalt unserer Religion? Wieviel von unserer persönlichen Frömmigkeit stammt aus dem lebendigen Eindruck, aus dem nüchternen Gefühl für die Wahrheit der Dinge, aus der echten Empfindung, daß man dies glauben muß und glauben darf? Das Christentum redet von hohen Dingen, stellt allerhöchste Anforderungen. Darin liegt eine ungeheure Versuchung, die Versuchung, große Worte zu machen und mit diesen großen Worten sich selbst und andere zu berauschen. Aber nichts verträgt eine Religion weniger, als daß man sich in ihr etwas vorspielt. Das ist ihr Tod. Sobald ihre Wahrheiten zu gedankenlos nachgesprochenen Redensarten werden, ist sie am Ende. Denket daran, wie empfindlich Jesus in diesem Stücke gewesen ist, wie schroff er dem Schriftgelehrten das Wort in den Mund zurückstieß, als der ihn mit „Guter Meister“ anredete. Mensch, weißt du denn auch, was du sagst? Hast du eine Ahnung davon, was es bedeutet, wenn man jemand gut nennt? Überlegt euch einmal, wie sich im Licht dieses Verhaltens Jesu unser Christentum ausnimmt. Wir sind beredt geworden in der Religion, wir sind feinfühlig geworden. Wir haben es gelernt, uns hineinzuempfinden in alle möglichen religiösen Persönlichkeiten, nicht nur in Jesus und Paulus, auch in Buddha, in Eckart und den heiligen Franziskus, und wir haben, das versicherten wir gern, indem

wir uns in sie hineinfühlten, gespürt, wie eine Kraft von ihnen auch auf uns übergang. Wie oft haben wir uns dabei wohl die Frage vorgelegt: glaubst du nun das alles wirklich, was jene Großen geglaubt haben? Entspricht es dem, was du in deiner Wirklichkeit um dich herum und was du in dir selbst wahrnimmst? Haben wir im Ernst daraus eine Kraft fürs Leben, fürs gemeine Alltagsleben geschöpft, so daß wir uns getrauten, demgemäß auch in jedem Augenblick zu handeln? Oder hat uns all das nicht nur angezogen, weil es eben so stimmungsvoll, so rührend, so bewundernswert erschien? Eine Stimmung, die sofort wieder verstimmte, sobald das nüchterne Leben sein Recht geltend machte. Denn da braucht es selbstverständlich andere, handfestere Dinge, als solche weiche Gefühle. Und auch jetzt eben wieder: ich gestehe, ich bekomme Herzklopfen, wenn ich Redensarten höre, wie die, daß Gott wohl mit uns noch Besonderes vorhätte, weil er uns so tief ins Unglück geführt hätte; daß wir wohl dazu berufen seien, den andern Völkern ein Vorbild zu geben, wie man geduldig solches Leiden zu tragen hätte, und daß dann von uns Segensströme über die ganze Welt ausgehen könnten. Woher nehmen wir denn das Recht, uns selbst so zu fühlen? Ist das nicht riesenhafte Selbstüberhebung? Ein Versuch, uns hinwegzutäuschen über das, was uns gerade dieses Unglück lehren soll?

Fast muß ich denken, es war notwendig, daß ein solches Gericht über unsere ganze vielrednerische, gekünstelte, anempfundene Frömmigkeit dahin fuhr. Gott mußte sich uns wohl in seiner uns erschreckenden Gestalt zeigen, damit wir aufwachten und uns zu ihm, zu dem wirklichen Gott zurückfänden. Vielleicht konnten wir nur so lernen, daß es auch in der Religion gilt: besser ein Weniges haben, das aber ehrlich erworben ist, als großen Reichtum, der auf unsicherem Grunde ruht. Heute verstehen wir es besser, warum Luther gemeint hat, daß gerade der erste Artikel unseres Glaubens so schwer zu fassen sei. Wer jetzt, wo uns Gott so schwer geschlagen hat, im vollen Gefühl unseres herzzerreißenden Elends gerne an diesen Gott denkt, diesen Gott liebt, ihn gerade darum liebt — das fordert nämlich das Christentum, und so hat uns Luther den ersten Artikel verstehen gelehrt! — Geliebte, wer das, ohne sich selbst etwas vorzuschwindeln, kann, der kann schon sehr viel. Auf dieses A-B-C unseres Glaubens sind wir zurückgeworfen. Das ist die Lektion, die wir zu lernen haben, so oft wir jetzt ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen. Und wohl uns, wenn wir wenigstens jetzt es ganz ernst nehmen, dieses Einfache zu erlernen.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß dieses Einfachste und Erste auch unser Einziges bleiben müsse. Unser Schriftwort: seid nüchtern zum Gebet hat auch eine nach vorwärts gewandte Seite. Nüchtern

sollen wir werden, um desto ernsthafter Gott zu suchen. Gott fürchten heißt nicht den Blick von ihm abwenden, so daß man ihn heimlich haßt. Wer es fühlt, wie Gott ihn aufrüttelt, den drängt es auch, diesem Gott näher zu kommen und ihn besser zu verstehen.

Es geht jetzt eine Rede unter uns um von dem „unbekannten Gott“. So lautet der Titel eines nicht wenig gelesenen Buchs, sogar ein Roman ist unter dieser Aufschrift erschienen, und es scheint, als ob diese Stimmung unter uns Fortschritte machte. Man gibt es wohl zu, daß hinter der Welt und hinter allem Geschehen in ihr eine geheimnisvolle Macht steht; aber was diese Macht will, das sei uns auf ewig in Nacht gehüllt. Wir können sie höchstens schweigend verehren; aber nie vermögen wir sie zu erkennen, nie unser Handeln auf sie einzustellen. Je nach der Gemüthsart des einzelnen wird daraus entweder ein schmerzlicher Verzicht oder ein seltsames Freiheitsgefühl. Es gibt zwar einen Gott dahinter, aber leider — oder glücklicherweise — wissen wir nichts Genaueres von ihm. Also können wir uns das Leben so einrichten, wie wir es für richtig oder für anständig halten.

Ach nein, für wen dieser Glaube an eine dahinterstehende Macht nicht bloß ein stehengebliebener Mauerrest oder eine dichterische Redensart, sondern ein aufrichtiges, lebendiges Fühlen ist, der weiß damit doch schon recht viel von Gott. Er weiß

zum ersten, daß es eine Macht über ihm gibt, aus deren Bereich er nie herausfällt. Er mag sich drehen und wenden, wohin er will, überall stößt er auf ihn, bleibt er in ihm. Denn in ihm leben und weben und sind wir. Das ist schon etwas, was viel Anlaß zum Nachdenken gibt. — Und wer nebenher noch auf sein Gewissen hört, der weiß es auch weiter, wohin die Reise geht. Es hat einmal einen Mann in der Geschichte gegeben, der Mann hieß Jesus Christus, der uns das, was das Gefühl einem jeden sagt, so gewichtig und klar gekündet hat, daß seitdem niemand sich dem mehr ganz entziehen kann. In den Worten unseres Textes ist das, was er der Menschheit ans Herz legte, wundervoll ausgedrückt. „Vor allem aber habt brünstige Liebe zueinander,“ und „dienet einander mit der Gabe, die ihr empfangen habt, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.“ Eine Gemeinschaft von Menschen, die in ihm verbunden ist, die weiß, daß alles, was sie hat, nur Gabe, nur Gnade von oben ist, und die untereinander ihre Gaben nützt, um sich zu dienen: um deswillen hat Gott Welt und Menschen geschaffen. Er hat die Menschen nicht als einschlächtige Masse gewollt. Er hat jedem einzelnen und jedem Volk seine besonderen Gaben gegeben. Und jeder hat darum auch das Recht und die Pflicht, sich mit seiner Gabe zu behaupten. Aber diese Gaben sind zugleich ein anvertrautes Gut, und nur der versteht

sie recht, der weiß, daß sie nicht für ihn selbst, nicht als Grund zur Überhebung, sondern als Dienst, als Mittel, mit ihnen zu dienen, bestimmt sind.

Das sind freilich Dinge, die man niemand beweisen kann. Hier handelt es sich um eine ganz persönliche Entscheidung. An uns ergeht die Frage: wollen wir es erkennen, daß, wer sein Leben gewinnen will, es verlieren muß? Wollen wir es einsehen, daß nur das Dienen, das an einer bestimmten Stelle Nützlichsein, das Gebenkönnen und Gebenmögen, das Sichopfern für eine Gemeinschaft unserm Handeln, ja unserm Leben erst Sinn und Wert gibt? Sagen wir dazu Ja, dann sind wir nicht im Unklaren, was Gott in der Welt will, und was er insbesondere von uns will.

Aber wir wollen auch da nüchtern bleiben. Wir dürfen eins dabei nie vergessen. Nicht mit allem, womit wir Gott und den Menschen zu dienen meinen, ist ihnen auch wirklich gedient. Gott sagt zu vielem Nein, was wir in bester Absicht unternehmen. Wir glaubten, wenn wir siegten, der Menschheit einen Dienst erweisen zu können. Und vieles in dem, was wir innerlich besaßen, gab uns ein Recht zu diesem Glauben. Gott hat Nein gesagt. Er muß wohl gefunden haben, daß unsere seelischen Kräfte, unsere Treue, unsere Großherzigkeit, unsere Tapferkeit, unsere Reinheit nicht zu dem ausreichten, was wir als unsere Aufgabe betrachteten. Gott muß immer seinen Segen dazu

geben, damit aus unserm Tun ein Dienst wird. Und wir müssen bereit sein, es zu ertragen, wenn er uns zurechtweist. Aber je demütiger wir uns unter ihn beugen, je nüchterner wir uns selbst einschätzen, je eifriger wir ihn und nur ihn suchen, desto eher dürfen wir hoffen. Denn das spüren wir auch unter dem Gericht: jede Berührung mit Gott ist ein Segen. Wir sind in seiner Hand, auch wenn sie schwer auf uns lastet. Denn Gott ist Leben, er will das Leben, er will segnen. Auch da, wo er zerstört und vernichtet, das Ende muß doch ein Segen sein.

Welchen Segen Gott gerade für unser Volk vorhat, das wissen wir nicht. An uns ist es nur, uns dieses Unglücks wert zu machen, aus ihm Kräfte zu holen, die unser Volk innerlich stärken können, d. h. vor allem unser Volk wieder zu Gott zurückzuführen.

Manchmal ist mir schon der Gedanke gekommen, ob der Segen, der für unser Volk paßte, nicht der Segen Esaus wäre. Ihr erinnert euch an jene ergreifende Erzählung, wie Esau aufschreit in wildem Schmerz: hast du mir denn keinen Segen vorbehalten? Hast du denn nur einen Segen, mein Vater? Und wie Isaak dann anhebt mit Worten, die klingen wie ein Fluch: ohne die Fettigkeit der Erde wird deine Wohnung sein und ohne den Tau des Himmels von oben. Du wirst deinem Bruder dienen. Aber am Ende heißt es, wie Luther über-

setzt: „Und es wird geschehen, so du dich mühest, wirst du das Joch von deinem Halse reißen.“ Gott hat uns der äußeren Güter beraubt, er hat unser Land arm gemacht; er hat uns in Knechtschaft geworfen; aber er hat nicht nur einen Segen. Er mag auch unserem Volk wieder emporhelfen, wenn es sich müht, wenn es nüchtern und tapfer die Gaben pflegt, die Gott ihm geschenkt hat. Amen.

7. Das Uergernis an Jesus.

(Sommer 1921.)

Matth. 11, 2—6: Da aber Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret: Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der sich nicht an mir ärgert.

Beliebte in Christo Jesus! In wenigen schlichten Worten erzählt uns unser Text eine ergreifende, ja erschütternde Geschichte. Sie greift uns ans Herz, schon wenn wir sie rein menschlich betrachten. Zwei Männer, die sich nahegestanden haben, deren erstes Zusammentreffen für den einen eine entscheidende Stunde gewesen war, gehen auseinander, für immer auseinander! Aber sie führt uns noch auf Tiefere. Jesus zieht hier einen Strich zwischen sich und einem anderen, der gleichfalls ein Führer seines Volkes gewesen war; er

zieht ihn ohne Heftigkeit, in aller Hochschätzung für das, was jener getan hatte, und doch so nachdrücklich und bestimmt, daß wir merken: hier handelt es sich für ihn um das Wichtigste und Tiefste, um etwas, was uns so gut angeht wie Johannes. „Als Johannes die Werke Christi hörte“ — die „Werke Christi“, das kann nur heißen: die großen Werke, die Wunderwerke —, „sandte er seiner Jünger zwei“. Er hat damit einen Schritt getan, der manch einem vielleicht viel gekostet hätte. Er war so aufrichtig in Gott ergeben, so rein vom Eifer um die Sache erfüllt, daß er sich nicht selbst für den Kommenden hielt. Wenn ein anderer an seiner Statt das Werk Gottes vollführte, so war es ihm recht; und was er von Jesus hörte, gab ihm die Hoffnung, daß der der Berufene sein möchte. Aber er meint, ihn stoßen zu müssen. Was Jesus bisher getan hatte, das konnte ja nur die Einleitung, die Vorbereitung sein. Die Hauptsache mußte erst noch kommen: daß er das Reich Gottes aufrichtete in sichtbarem Glanz und Herrlichkeit. Also, will er ihm sagen, wenn du es weißt, daß du der Berufene bist, so tritt hervor, so stelle dich an die Spitze und gib uns das, wonach unsere Väter sich schon gesehnt haben, und was wir mit ganzer Seele begehren.

Jesus erteilt ihm eine Antwort, die zunächst merkwürdig klingt. Er zählt ihm auf: die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden

rein und die Tauben hören; er sagt ihm damit nur Dinge, die Johannes schon weiß, um derentwillen er ja eben an ihn geschickt hatte; höchstens, daß er mit Betonung hinzufügt: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt,“ und sich dann mit dem Mahnwort unmittelbar an den Täufer wendet: selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Aber diese Antwort war doch kein Ausweichen; sie war sehr deutlich und unmißverständlich. Sie sollte soviel heißen wie: was du für eine bloße Einleitung hältst, das ist gerade die Hauptsache. Die Hauptsache wird nicht erst kommen, sie ist schon da. Sie ist eben in dem da, was ich an den Menschen und zumal an ihren Seelen tue. Überlege es dir ernsthaft, ob das nicht wirklich das Wichtigste ist.

Aber Jesus sieht es voraus: überzeugen wird er damit Johannes nicht. Johannes wird von ihm unbefriedigt sein, er wird sich sogar an ihm ärgern. Er wird dabei bleiben: der Rechte, der kommen soll, muß unsere Hoffnung erfüllen, muß sie jetzt sofort erfüllen. Tut Jesus das nicht, so ist er ein Versager, ein Enttäuscher.

Ärgern wird sich Johannes an Jesus. Man kann sich an Jesus ärgern, kann an ihm irre werden eben um deswillen, was er als sein Bestes geben will. Das ist der Kern, das Erschütternde an unserer Erzählung. Und darum:

vom Ärgerniß an Jesus
möchte ich heute reden.

Beliebte in Christo Jesu! Die Frage, die Johannes an Jesus richtete: bist du der, der kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?, ist heute für Tausende — oder muß ich nicht sagen: für Millionen? — längst entschieden. Wenn wir überhaupt noch auf einen warten, so müssen wir auf einen andern warten. Jesus hat den Menschen des 20. Jahrhunderts nichts mehr zu sagen. Und geht man den Gründen dieser Stimmung nach, so trifft man auf genau dasselbe, wie es bei Johannes zu Tage kam. Es sind nicht mehr einzelne Dinge, die man an Jesus aussetzt. Dazu weiß unsere Zeit, Gott sei es geklagt, schon viel zu wenig mehr von Jesus. Man kann heute da, wo man ihn ablehnt, sogar ganz freundlich von ihm reden. Er hat, so liest man es in sozialdemokratischen Schriften, ganz artige Moralsprüchlein geprägt, es auch in seiner Weise ganz gut gemeint, er ist sogar etwas wie ein Revolutionär gewesen. Aber das, worauf er hinauswollte, liegt weit hinter uns.

Was bietet denn Jesus, wenn man es bei Licht beseht? Er gibt so gar nichts Greifbares, nichts, was man unmittelbar für das Leben und das Vorwärtstommen gebrauchen könnte. Er redet von Gott, von einem Gericht, von einem ewigen Leben, von lauter Dingen, die ganz jenseits der uns umgebenden Wirklichkeit liegen. Was er vorträgt, sind Gedanken über die Welt, Gedanken, die er sich macht und die wir uns machen sollen.

Aber Gedanken, ach was sind denn Gedanken? Gedanken kommen und gehen bei uns, ohne daß wir viel dazu tun können. Sie stellen sich ein ungerufen und entfallen uns, wenn wir sie haben möchten. Heute sind wir von ihnen überzeugt, sind wir durch sie begeistert und erhoben, und morgen schwast sie uns vielleicht einer wieder ab. Sie sind ein Schleier, den wir über unser Leben breiten; aber dieser Schleier zerreißt, sobald es zum Treffen kommt, wenn es den eigentlichen Lebenskampf gilt. Wer weiß es nicht aus eigener Erfahrung, daß in solchen Augenblicken all jene schönen Gedanken wie weggeblasen sind.

Denn, was die Hauptsache ist, unsere Gedanken über die Dinge ändern an der Wirklichkeit der Dinge rein gar nichts. Ob ich mir schöne oder schmerzliche, ästhetische oder religiöse, feinsinnige oder rohe Gedanken über Welt und Leben mache, deswegen bleibt alles nachher genau so, wie es vorher war. Also ist es das Vernünftige, sich überhaupt nicht zu viel mit Betrachtungen aufzuhalten. Wir müssen die Wirklichkeit ergreifen, so, wie sie sich uns bietet, und sehen, daß wir mit ihr fertig werden. So macht es der richtige Mann. Hier schaffen, hier darnach streben, daß man die Verhältnisse zum Besseren wendet, das ist die uns gewiesene Aufgabe. Was Jesus uns bietet, sind Vorstellungen von einer Überwelt, einer Hinterwelt, sind Träume, die uns nichts nützen, sondern uns im Lebenskampf nur schwach machen.

Beliebte, das sind Einwände gegen Jesus, die nicht nur der sogenannte Unglaube erhebt. Man hört sie freilich am unverhülltesten da, wo man es gerade heraus sagt: den Himmel überlassen wir den Engeln und den Engeln. Aber heimlich greifen sie tief in unser eigenes Christentum hinein. In unserem Kaiser-Friedrich-Museum hängt ein berühmtes Bild von Rembrandt, das wir uns als die Predigt eines Laien wohl zu Herzen nehmen dürfen. Es stellt einen Prediger dar, der einer Witwe Trost zuspricht. Rembrandt hat seine ganze Kunst aufgeboten, um uns zu zeigen, was in den Seelen vorgeht. Wie gibt der Prediger sich Mühe, die Gedrückte aufzurichten! Es ist, als ob auch sein Körper noch dabei mittäte. Und auch die Frau gibt sich Mühe, ihm zu folgen, sie hat den redlichen Willen, auf ihn zu hören. Und doch sieht man, wie das Wort an ihrer Seele vorübergeht. Man meint, auf ihren Lippen die Antwort zu lesen, die sie ihm heimlich gibt: „Und mit all dem, was du sagst, machst du mir eben meinen Mann nicht wieder lebendig. Wenn du fort bist, bin ich wieder gerade so verlassen und einsam, wie ich vorher war. Was habe ich dann von deinem Trost?“

Von denen, die irre geworden sind, haben es gewiß viele ernsthaft mit dem Christentum versucht. Sie wollten sich wirklich zu Gott halten — nur immer mit der stillen Hoffnung im Herzen: wenn ich mich in ihn ergebe, so kommt einmal die große

Wendung auch im Außern meines Lebens; es kommt einmal das unverhoffte Glück. Aber dieses unverhoffte Glück kam nicht. Und die Seele wurde es müde, immer bloß zu hoffen und zu harren. Die andere Stimmung wurde mächtig: Jesus hält nicht, was er verspricht; er ist ein Enttäuscher.

Und sind wir nicht alle in diesem Krieg ganz nahe an dieses Uergernis herangeführt worden, ja, werden wir nicht gerade jetzt ununterbrochen in solche Versuchung geführt? Ungezählten in unserem Volk hat der Ausgang des Kriegs den Gottesglauben, der sich bei ihnen regen wollte, wieder geraubt. Sie haben darauf gebaut, daß Gott den Seinen hilft. Wäre der Krieg anders verlaufen, so wären sie ihres Glaubens sicher geworden. Jetzt sind sie über das andere sicher geworden, daß Frommsein oder Nichtfrommsein für das wirkliche Leben gar nichts ausmacht. Und klammern wir uns nicht selbst an den „trozigen Dennochglauben“, wie man es jetzt nennt? An die Überzeugung, es muß doch einmal und in Bälde das Steinchen aus der Höhe sich lösen, das die Gewaltherrschaft der Feinde zertrümmert? Was wir jetzt Tag um Tag erleben, dieses Übermaß von Heuchelei, von Lüge, von Niedertracht, das ist mehr, als was Gott hingehen lassen kann. Soll wirklich der Satz gelten, daß nichts so zäh lebt wie die Lüge, und daß nichts die einzelnen und die Völker so fest, so unauflöslich zusammenbindet, wie ein gemeinsam begangenes

Verbrechen? Einmal muß sich doch Gott sichtbar zeigen, wenn anders er ein lebendiger Gott ist. Einmal muß er uns doch den klaren Tatbeweis geben, daß er die Gerechtigkeit ist. Tut er das nicht, was nützt uns dann ein solcher Gott? Dann sind wir mit ihm fertig, wie wir mit Jesus fertig sind.

Wir sind mit Jesus fertig. Nur müssen wir wissen, daß er dann auch mit uns fertig ist und uns sein schneidendes Wort sagt: ihr seid mein nicht wert. Mit all dem, was wir ihm anklagend vorhalten, sagen wir ihm gar nichts Neues. Er ist darauf gefaßt. Er hat es gewußt, daß die Menschen sich an ihm stoßen würden. Auch die, die sich für seine Jünger hielten. Den Zwölfen hat er es bei seinem letzten Mahl vorausgesagt: ihr werdet euch alle an mir ärgern. Nicht nur: ihr werdet von mir weglaufen, sondern ihr werdet an mir irre werden. Denn — so dürfen wir heute seine Gedanken ergänzen —: ihr werdet dann, wenn es zur Entscheidung kommt, ein großes Gotteswunder, ein Zeichen vom Himmel erwarten, das mich errettet. Aber ich sage euch: dieses Gotteswunder kommt nicht. Sondern ich werde am Kreuze hangen und dort sterben. Und das wird für euch ein Ärgernis sein, das euch euren ganzen Glauben nimmt. Nur für einen Augenblick laßt mich euch daran erinnern, was das doch für ein wunderbarer Mensch gewesen ist, der so klar wußte: ich werde

die ganze Welt, ich werde auch noch die paar Anhänger, die ich habe, enttäuschen, und der dennoch siegesgewiß dabei blieb: ich habe die Wahrheit, ich bin die Wahrheit. Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Wo ist seinesgleichen in der ganzen Menschheitsgeschichte?

Aber was ist es denn eigentlich, was Jesus uns zu geben hat und was auch dieses Ärgernis besiegt? Etwas muß er uns doch geben, wenn er die selig preisen kann, die sich nicht an ihm ärgern. Er hat es am Ende seiner Antwort an den Täufer mit den Worten angedeutet: „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Was er vorher Johannes genannt hat: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, — das gehörte für ihn auch mit zu seinem Werk. Er hatte wahrhaftig ein Herz dafür, wie schwer ein körperliches Gebrechen auf einem Menschen lasten kann. Er war nicht so rein geistig, daß er dies mißachtet und nicht auch hier gerne geholfen hätte. Aber als das Größte, was er auszurichten hatte, erschien ihm das nicht. Das war das andere, daß er den Armen die frohe Botschaft bringen durfte.

Jesus meint die wirklich Armen, die von der Not des Lebens Gedrückten und von den Menschen gering Geschätzten; sie nimmt er als die, an denen seine Botschaft ihre Größe am besten erweisen kann. Ihnen vor allem gilt das „Evangelium“. Jesus verspricht ihnen aber darin nicht nur eine

Zukunft im Jenseits — das tut er auch —; sondern er gibt ihnen jetzt schon etwas. Es ist scheinbar so wenig und doch unendlich viel. Er kündigt ihnen an: Gott ist nicht zu groß und der Ärmste ist nicht zu gering, daß Gott nicht auch an ihn denken, nicht gerade ihn haben wollte.

Was das in sich birgt, vermögen wir heute vielleicht noch stärker zu empfinden, als die Menschen zur Zeit Jesu. Die neuzeitliche Naturwissenschaft hat uns ein großartiges Bild des Weltalls ausgemalt. Wir sehen es jetzt vor uns, wie es in ungezählten Sonnensystemen kreist und leuchtet, wie es in seinen gewaltigen Massen durch so einfache, so leise Kräfte bewegt wird. Uns selbst mit unserer Erde fühlen wir dabei wie in einen verlorenen Winkel gedrückt; der einzelne vollends, was ist er mehr, als ein Stäubchen in dieser Unendlichkeit? Aber Jesus würde uns darauf erwidern: all die Pracht und Herrlichkeit, die Gott im Weltall entfaltet, ist für ihn selbst doch nur ein Kleines und Vorläufiges gegenüber seinem eigentlichen Werk; ein Gewand, das er webt und wiederum ablegt. Was sind all die ungefügen Massen der Weltkörper gegen das, was sich in einem Menschenherzen ereignet? Das Haus ist immer umfangreicher als der Mensch, der es bewohnt, die Fabrik als die Ware, die darin gefertigt wird, und doch kommt es nicht auf die Fabrik und das Haus, sondern auf die Ware und den Menschen an. Das

Größte, was Gott tut, ist nicht, daß er Sonnen schafft, sondern was er im Innern des Menschen wirkt. Dort baut er sich sein wahres Reich auf, in dem er erst seine ganze Herrlichkeit entfaltet.

Geliebte, was uns Jesus da vorträgt, sind nicht bloß schöne Gedanken, mit denen wir spielen dürfen; es ist ein Aufruf an unser innerstes, unmittelbares Gefühl, an unsren Willen und an unser Gewissen. Wer es je verspürt hat, wie sein Gewissen ihn mahnte oder verflagte, der weiß auch: hier faßt mich Gott, hier will er etwas durchsetzen, und daran, daß er dies durchsetzt, liegt ihm mehr als an den Bewegungen der Planeten und der Lichtwellen. Und der darf auch das andere wissen: auch ich, und wäre ich gleich der Ärmste und der Geringste, bin bei Gott nicht vergessen. Mich an sich zu ziehen, dazu ist ihm der Umweg über eine ganze Welt nicht zu groß. Geliebte, das ist Evangelium, das ist Befreiung, ist Erlösung. Den Ewigen für sich haben, mit einer Ewigkeit beschenkt werden, in eine Ewigkeit hineinwachsen sollen, was kann es Größeres, Herzerhebenderes geben?

Aber an diese selige Gewißheit hängt Jesus eine Probe. Wer es behauptet, daß Gott ihm sein Trost geworden sei, der muß auch Gott zuliebe verzichten können. Ist ihm Gott das Höchste und Beste, in dem all sein Wollen und Sehnen zur Ruhe kommt, so muß er sich auch daran genügen lassen können. So will es Gott, und so kann er

es fordern. Wenn er den Armen nicht vergift, so heißt das nicht, daß er ihn hier einmal zum reichen Mann machen wird. Nicht jeder Blinde und Lahme wird gesund. „Es waren viel Wittwen in Israel zu Elias Zeiten, und zu der keiner ward Elias gesandt, denn allein gen Sarepta der Sidonier. Und viel Aussätzige waren in Israel zu des Propheten Elisa Zeiten, und der keiner ward gereinigt, denn allein Naeman aus Syrien.“ Gott kann die größten Wunder tun und tut sie ununterbrochen, aber er tut sie oft gerade dann nicht, wenn man sie am dringendsten erwartet, und tut sie an dem nicht, der meint, der Bedürftigste und der Würdigste zu sein. Dann glauben, dann zu Gott Vertrauen haben, auch wenn das Glück, das man begehrt, niemals kommt, Geliebte, das ist der wahre Dennoch-glaube; der Glaube, der zu Gott spricht: wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.

Diese Forderung ist hart, sie erregt wirkliches Ärgerniß. Sie klingt, so oft man sie verkündigt, wie eine entsetzliche Roheit. Oder ist es nicht eine Herzlosigkeit, wenn man einem Gedrückten sagen soll: füge dich drein, daß du hier auf Erden vielleicht niemals aus deinem Elend erlöst wirst? Und erscheint es nicht wie ein Verrat an unserem Volk, wenn man ihm gerade jetzt, wo es durch die unerträgliche Last in den Boden gedrückt wird, predigen soll: „Es kommt nicht auf das äußere Wohl-

ergehen, sondern allein auf das Innerliche an"? Und wie oft ist diese Wahrheit in der Geschichte schon mißbraucht worden! Hat man nicht lange genug den untern Klassen Genügsamkeit und Gottvertrauen gepredigt und sich damit der Pflicht entzogen, ihre äußeren Verhältnisse zu bessern? Und hat man nicht diese Lehre von der Innerlichkeit während des Kriegs und erst recht nach dem Krieg dazu benützt, um unserm Volk allen Mut und alle Tapferkeit, alles berechnigte Streben nach Geltung unter den Völkern auszureden?

Aber eine Wahrheit bleibt eine Wahrheit, auch wenn sie hart ist und auch wenn sie mißbraucht wird. Wenn wir Jesus entgegenhalten wollten: was ist das für ein Gott, der wie unbarmherzig zusieht, wenn der Mensch in seinem Unglück sich quält, so würde Jesus darauf sagen: und was hülfte es einem Menschen, wenn Gott ihm alles in den Schoß schüttete, was sein Herz begehrt, und seine Seele bliebe dabei arm und fühllos? Greifbares hätte er ja dann genug: so viel, daß er daran ersticke. Gott muß den Menschen zuerst im Innerlichen segnen, wenn ihm das Äußere nicht zum Unsegen werden soll. Und er kann im Innern nur segnen, wenn der Mensch es gelernt hat oder doch lernen will, seine Seele höher zu schätzen als sein Leben und alles äußere Gut. Und gilt das nicht auch von unserem Volk? Wenn Gott uns jetzt durch ein Wunder aus unserer Not errettete, wäre

das sicher für uns ein Glück? Wären wir imstande, diese Wendung zu ertragen? Wir müssen uns jetzt auch als Volk zu den Armen zählen. Wir sind bettelarm geworden. Aber wahrlich nicht bloß an äußeren Gütern. Wo sind heute unter uns die Helden, die Märtyrer, die für eine Sache zu sterben wissen? Ach, die, die das konnten, liegen auf den Schlachtfeldern in aller Welt. Heute gilt Biegsamkeit und kluge Berechnung als die höhere Tugend. Wo sind die Dichter, die unser Volk emporreißen? Vor hundert Jahren hatten wir auch dies. Heute ist unser Volk innerlich so verwirrt, daß es sich durch die einfachsten Dinge nicht mehr hindurch findet. Es hat einen Willen, Opfer zu bringen, wahrhaftig zu sein, aber es weiß nicht mehr, wo die Stelle ist, an der es Wahrhaftigkeit, Opfermut und zähe Kraft beweisen müßte. Und denkt an unsere Kirche. Nur eins laßt mich da aussprechen. Seit mehr als dreißig Jahren haben wir keinen gehabt, der uns ein Kirchenlied geschenkt hätte. Auch im Krieg ist keines entstanden. Überlegt euch, was das bedeutet. Eine Kirche, die ihres Glaubens froh und sicher ist, kann auch Lieder singen. Wenn das aufhört, muß etwas in ihr vertrocknet sein.

Wem diese unsere Armut zu Herzen geht, der begreift es, daß Gott auch bei unserem Volk zuerst im Innern aufräumen und ein Neues schaffen muß, bevor er ihm im Aeußeren helfen kann; der hat keinen heißeren Wunsch für unser Volk, als daß der

Hunger nach Gottes Wort unter uns ausbrechen möge, von dem der Prophet sprach. Das Evangelium hat heute noch die Kraft wie ehemals, die Toten zum Leben zu erwecken. Äußerlich erfüllt es sich selten, aber innerlich erfüllt es sich immer, daß die Blinden sehen, die Tauben hören und die Toten auferstehen, wenn das Evangelium eine Seele ergreift. Dann werden die Augen aufgetan, man sieht eine Welt, von der man vorher nichts ahnte, man spürt Kräfte in sich, die man ehemals nicht besaß, und man empfindet es, indem man mit Gott zu leben beginnt, daß solches Leben allein des Lebens wert ist. Und damit wird auch die ganze Welt für den Menschen eine andere. Nichts ist oberflächlicher als jene Behauptung, daß Jesus an den Dingen dieser Welt nichts änderte. Gewiß, sie bleiben äußerlich nachher wie vorher. Aber das Kräfteverhältnis zwischen dem Menschen und den Dingen ist ein anderes. Der Mensch, der Gott gefunden hat, ist den Dingen immer überlegen; so gewiß Gott größer ist als die Welt. Es bleibt wahr: sein Leben gewinnt nur der, der des Glückes nicht bedarf.

Das ist die seltsame Lehre, die Jesus uns gibt. Er ist ein Enttäuscher für alle, die in ihm einen Bürgen für zeitliches Wohl haben wollen; aber er ist der Erfüller für die, die nach Gott hungern und dürsten. Selig ist, der sich nicht an ihm ärgert. Amen.

8. Vom Kommen des Herrn.

(1. Advent 1923.)

Luk. 1, 67—79: Und sein Vater Zacharias ward des Heiligen Geistes voll, weisagte und sprach: Gelobet sei der Herr, der Gott Israels; denn er hat besucht und erlöst sein Volk, und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils in dem Hause seines Dieners David, wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten; daß er uns errettete von unsern Feinden und von der Hand aller, die uns hassen, und Barmherzigkeit erzeigte unsern Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund und an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham; uns zu geben, daß wir, erlöst aus der Hand unsrer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. Und du, Kindlein, wirst ein Prophet des Höchsten heißen; du wirst vor dem Herrn hergehen, daß du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk, das da ist in Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufstieg aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Beliebte in Christo Jesu!

Was ich verlesen habe, ist der alte Adventstext. In die Adventszeit treten wir ja mit dem heutigen Sonntag ein. Aber hören wir diesen

Text nicht heute fast mit beklommenen Herzen? Es paßt so gut auf uns, wenn in ihm die Rede ist von denen, „die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes“. Aber können wir auch einstimmen in den Jubel über „die herzliche Barmherzigkeit Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe“? Was wir um uns sehen und vor uns sehen, zeigt uns ein so gar anderes Bild. Bis jetzt ist uns ja dank der milden Witterung das Allerschlimmste noch erspart geblieben. Aber wir haben doch Grund genug, uns auf einen üblen Ausgang des Winters gefaßt zu machen: wachsende Knappheit des zum Leben Notwendigen, ständiges Steigen der Preise, Hunger, Kälte, dauernde Verelendung breiter Schichten unseres Volkes, das sind die Dinge, die wir erwarten müssen. So lange Zeit hindurch haben wir gehofft: einmal muß doch der tieffste Punkt erreicht sein, wo man vom Grund abstößt und es dann wieder aufwärts geht. Und wir sanken und sinken nur immer tiefer, ohne daß auch nur von ferne sich die Aussicht auf eine Wendung zeigte.

Nützt es uns in solcher Lage viel, wenn wir Advent feiern? Wenn wir uns an etwas erinnern, was vor vielen Jahrhunderten geschehen ist und damals wohl eine Erlösung bedeutete? Wenn wir uns künstlich in die Stimmung hineinversetzen, als ob das jetzt wieder an uns sich erfüllte? Nur weil es jetzt gerade Dezember wird?

Ja, Geliebte, wenn wir den Advent so feiern, dann nützt uns diese Feier allerdings gar nichts. Dann ist, was wir treiben, nur ein Spiel, ein Vergessen auf ein paar Augenblicke, dem hinterdrein nur eine um so bitterere Enttäuschung folgt, ja, dessen man sich im Grunde schämt. Aber so hat es die Kirche auch nicht gemeint, als sie die Adventszeit einrichtete. Sie wollte nicht nur bezeugen, daß der Herr ehemals kam, und daß er einstmals wiederkommen wird, sondern daß er auch jetzt kommt, wirklich kommt, auch zu uns kommt. Es handelt sich nur darum, daß wir ihn erkennen. Es handelt sich darum, ob es von uns gilt: das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen, oder ob in dieser Adventszeit uns dasselbe widerfährt wie den Jüngern zu Emmaus: „Da wurden ihre Augen aufgetan und sie erkannten ihn.“

So laßt mich heute reden:

Vom Kommen des Herrn.

Geliebte in Christo Jesu! Wenn die alte Kirche an das Kommen des Herrn dachte, so vergaß sie nie einzuprägen, daß das Kommen des Herrn nicht bloß ein Kommen in Gnaden, sondern zugleich, ja zuerst ein Kommen im Gericht ist. Ich glaube, das ist das Lehrstück, das wir jetzt vor allem zu lernen haben. Gott kam zu uns, und er kommt zu uns immer noch im Gericht. So müssen wir ver-

stehen, was über uns ergangen ist, und was jetzt noch auf uns liegt.

Allmählich beginnt sich ja der Schleier, der über die Ursachen des Weltkrieges gebreitet war, für uns zu lüften. Wir sehen jetzt deutlicher, was die Menschen, was Menschenlist und Menschenstücke dabei getan haben. Je mehr Urkunden über die diplomatischen Verhandlungen vor dem Ausbruch des Krieges an den Tag kommen, desto klarer erkennen wir das Netz, in dem wir gefangen worden sind. Desto mehr wächst aber auch bei uns die Empörung, ja der Ekel über die Lügenhaftigkeit, die es heute noch wagt, uns zu beschimpfen und uns die Schuld am Kriege aufzubürden. Und erst recht wächst damit die Entrüstung über den unerhörten Druck und die Schande, die uns die rücksichtslosen, die unmenschlichen Sieger auferlegten. Aber mit ähnlichem bitterem Gefühl nehmen wir es jetzt auch wahr, wie nahe wir selbst mehr als einmal dem Sieg gewesen sind. Ein verkehrter Befehl hat uns um den Sieg an der Marne gebracht.

Es sammelt sich vieles an in unserm Volk: viel gerechte Empörung, aber auch viel Hoffnungslosigkeit und verzehrender Gram. Die Empörung ist wahrhaftig gerecht, sie dürfte noch weiter wachsen. Aber wenn sie das einzige, wenn sie das letzte Gefühl ist, das sich in uns regt, dann haben wir noch nicht die richtige innere Stellung zu unserem Un-

glück gefunden. Alle Lügen, mit denen unsere Feinde gegen uns gearbeitet haben, alle Torheiten, die von unserer Seite begangen worden sind, hätten uns nichts geschadet, wenn Gott es nicht so gewollt hätte. Gott muß wohl seine Gründe dafür gehabt haben, warum er unser Volk dem Siege nahekommen und doch zuletzt nicht siegen ließ. Und er wird wissen, warum er uns diese furchtbare Strafe auferlegt.

Geliebte, ich fühle es selbst wohl: es ist hart, einem so mißhandelten Volk wie dem unsrigen diese herbe Wahrheit zu predigen. Aber sie ist für uns der einzige Weg zur Rettung aus der Qual. Denkt an das tiefe Wort des David: es ist besser, in Gottes Hände zu fallen, als in die der Menschen. Es hat immer seinen unmittelbaren Segen, wenn man sich auf Gott besinnt. Sobald wir es erkennen, daß wir in Gottes Hand gefallen sind, daß er sein Gericht über uns hält, so werden wir damit auch frei von dem Urtheil der Menschen. Gott haben wir Rechenschaft zu stehen für das, was wir gefehlt haben. Ihm allein. Nicht unsern Feinden, die kein inneres Recht haben über uns zu Gericht zu sitzen, als ob sie die echten, die besseren Christen wären.

Aber der Gedanke an Gottes Gericht führt uns zugleich tiefer und zeigt uns den Punkt, wo wir es allerdings am nötigsten, dringend nötig haben, mit der Buße, mit der Umkehr zu beginnen. Straft

Gott jezt unser Volk, so muß es wohl eine gemeinsame, eine uns alle treffende, eine jeden von uns treffende Schuld sein, für die er uns straft. Wir handeln jezt, wie wenn das Gegentheil richtig wäre. Das Wort: der Deutsche haßt nur den Deutschen, ist nie wahrer gewesen als gerade in diesen Tagen. Das allergrößte Unglück fügen wir uns selbst zu. Wir zerfleischen uns gegenseitig und verzehren damit die letzten Kräfte, die wir noch haben. Es wäre wohl an der Zeit für uns zu begreifen, nicht nur, daß es nutzlos ist, unaufhörlich die Vorwürfe über Früheres zu wiederholen, sondern auch das Wichtigere und Ernstere, daß jeder von uns sein Teil Schuld trägt. Gewiß, es mag wohl sein, daß niemand unter uns, die wir hier versammelt sind, Dinge in der Öffentlichkeit begangen hat oder begeht, die unserm Volke zur Schande gereicht haben und um derentwillen es in der Achtung der andern Völker sinkt. Aber haben wir nicht alle dazu beigetragen, daß der Geist der Selbstsucht, der Scheu vor dem Opfer, der Weichlichkeit, der hochmütigen Absonderung der Stände, der Gleichgültigkeit gegenüber dem Glauben, in unserm Volk groß wurde, der uns in dieses Elend geführt hat? Begreifen wir es nicht, daß uns Gott nur mit demjenigen vergilt, was wir gesät haben, daß er uns jezt durch unsere Volksgenossen mit eben dem Geist straft, dem wir uns hingegeben haben? Verstehen wir es nicht, daß Gott uns

eben durch den Druck, den er auf uns alle miteinander legt, dazu bringen will, daß wir anstatt uns zu hassen, uns vielmehr zusammenfinden und uns gegenseitig helfen?

Und ich meine gerade mit dem, was uns vielleicht in diesem Winter noch bevorsteht, zeigt uns Gott ganz deutlich die Stelle, wo wir den neuen Willen, den Willen der Zusammengehörigkeit betätigen können. Die Not wird sicher noch furchtbar steigen. Was aus ihr, aus dem Hunger noch alles hervorgehen kann, das mögen wir uns hier gar nicht ausmalen. Aber wahrscheinlich wird zugleich damit noch etwas viel Schlimmeres wachsen — der Geist der Selbstsucht. Wird dann nicht jeder sagen: ich habe mit mir selbst genug zu tun; ich habe selbst nichts, wie soll ich anderen etwas abgeben? Uns geziemt anderes. Es ist der Kleinglaube, der so spricht. Gott verläßt den nicht, der in seinem Namen Erbarmung übt. Und auch kleine Mittel helfen etwas. Es ist eine alte Erfahrung, die man bei jedem christlichen Liebeswerk macht: die reichsten Spenden kommen nicht durch die großen Gaben einzelner zusammen, die von ihrem Überfluß abgeben, sondern durch die Summen der Gaben kleiner Leute, die, was sie schenken, sich selbst erst vom Munde absparen müssen. Da, wo die Armut ist, da sind die mittheilsamen Herzen. Das müßten wir bedenken. Sind wir nun ein armes Volk geworden, so wollen wir auch diesen Edelsinn der

Armut bewähren. Und wenn ihr etwas tut, so nehmt euch nicht nur der Noth an, die ihr in nächster Nähe seht. Denkt auch an die Anstalten der Liebe, an die Häuser und Werke der inneren und äußeren Mission. Alle diese Anstalten sind heute am Zusammenbrechen. Was ihr dorthin geht, hilft Hunderten, ja Tausenden; und es ist eine Ehrensache für unsere Kirche, daß sie bestehen bleiben.

Es wäre schon ein Advent, ein Aufgang aus der Höhe, ein Licht, das durch die Finsternis bricht, wenn solcher Geist der Umkehr bei uns zum Durchbruch käme.

Aber der Gott, der uns im Gericht heimsucht, will uns noch näher kommen. Denn wir wissen gewiß: Gott kommt nie im Gericht, ohne daß er zugleich Gnade schenken wollte. Das Gericht soll immer nur die Bahn frei machen für seine Barmherzigkeit.

Heißt das dann, daß Gott, wenn wir uns befehren, gleich ein Wunder für uns tun wird? So erwarten es wohl viele, und wer hat nicht schon, wenn ihn der Jammer unseres Volkes ergriff, den Gedanken gehabt: „Gott muß ein Wunder für uns tun. Er kann nicht länger mehr zusehen. Das Elend, die Ungerechtigkeit ist zu groß. Nur ein Wunder kann uns helfen.“ Gewiß, Gott kann ein Wunder tun. Es ist ihm ein Leichtes, die ganze Weltlage so umzukehren, daß unser Volk wieder zu seinem Rechte käme. Aber wäre uns mit solchem Wunder schon geholfen? Betrauen wir uns zu

sagen, daß wir, daß unser Volk solchen Wunders schon wert wäre? Denken wir uns alles, was uns drückt, mit einem Schlag verändert, würde unser Volk dann dieses Glück auch zu gebrauchen verstehen? Wären dann alle jene bösen Eigenschaften, die uns jetzt so peinlich sind, wie mit einem Schlage verschwunden? Wer von uns hat den Mut, diese Fragen zu bejahen? Es gibt ja eine Lehre — sie stammt aus dem 18. Jahrhundert her, und sie wird heute von so vielen, nicht bloß von der Sozialdemokratie gepredigt —, die behauptet: man ver-
setze den Menschen nur in glückliche, äußere Verhältnisse, dann werden alle guten Eigenschaften bei ihm sich regen. Denn der Mensch ist gut und, wo er nicht gedrückt und geplagt wird, da erweist er sich auch als gut. Aber diese Lehre ist falsch; sie ist gerade so falsch, wie die umgekehrte, daß das Unglück von selbst den Menschen läutere. Nein, so gut als im Unglück Menschen innerlich haltlos werden, verkommen und Schlimmeres tun, als sie sonst selbst möchten, genau so werden sie im Glück flach, gedankenlos und erst recht selbstüchtig. Es kommt nicht auf die äußeren Verhältnisse an, sondern darauf, wie wir uns zu ihnen stellen, und Gott liegt es nicht daran, daß er uns ein Paradies auf Erden beschert, in dem wir behaglich leben können, sondern daran, daß er unsere Seelen gewinnt.

Sie sucht er gerade in unserem Unglück. Aber wo und wie spüren wir das eigentlich? Der heutige Advent predigt es uns: in Christus kommt er an uns heran. Und der evangelische Christ wird deshalb sagen: im Wort und Sakrament, die von der Gnade Gottes zeugen, kommt er als der Barmherzige an uns heran. Das ist ganz gewiß wahr. Aber alles dies ist wertlos, ist für uns ein verschlossener Schatz, wenn nicht bei uns selbst noch etwas Innerliches hinzukommt: die Bereitwilligkeit, den Gott, der sich uns so naht, auch fassen zu wollen und zu erkennen. Es ist mir immer tief beschämend, daß einer, der dem Christentum feindlich gegenüberstand — warum soll ich den Namen nicht nennen? —, daß Nietzsche es gewesen ist, der den schönsten, den wahrsten Ausdruck für den Sinn des Gebets gefunden hat. Er hat einmal so beiläufig hingeworfen, daß das Gebet ein ständiges Warten auf das Nahkommen Gottes sei. Ergreifender, treffender hätte das niemand sagen können: das Gebet ein Warten auf das Nahkommen Gottes. Warum hat das nicht einer von uns gesagt? Warum mußte ein Christentumsfeind uns, den Christen, das erst sagen? Ich glaube, diese Frage führt sehr tief; sie wirft ein Licht auf unser ganzes Gebetsleben. Trägt unser Beten eigentlich diese Art an sich, daß wir darin auf das Nahkommen Gottes warten? Ich fürchte, nein. Worin besteht unser Beten zumeist? Darin, daß wir Gott etwas vorerzählen und höchst

befriedigt darüber sind, wenn wir ihm alles richtig gesagt haben. Und dann beklagt man sich hinterdrein, daß man im Gebet keine Antwort von Gott bekäme, und läßt deshalb mit der Zeit das Gebet ganz einschlafen. Aber das ist doch kein Wunder, daß wir keine Antwort bekommen! Du willst ja keine Antwort, du hörst ja gar nicht hin; du redest in einem fort selber; drängst dich vor, anstatt daß du Gott zu Wort kommen läßt. Wenn nicht unser ganzes Gebet von dem Bewußtsein durchdrungen ist, vor wem wir stehen, wenn dir nicht während des Betens das Bild Gottes sozusagen erglüht, so daß du etwas davon verspürst, daß seine Augen sind wie Feuerflammen, — dann hättest du dein Beten lieber unterlassen; dann machst du nur Worte, die Gott ein Greuel sind. Das gilt es vor allem ins Herz zu fassen, wie groß und wie heilig der Gott ist, dem wir uns zu nahen herausnehmen, das gilt es zu empfinden, bis uns das Herz darüber klopft, dann erst ist unser Gebet richtig. Wer so betet, dem kommt Gott nahe, der hört auch immer eine Antwort von Gott. Und wäre es auch nur die, daß Gott die eiteln Wünsche und die Ungeduld unseres Herzens in uns verzehrt. Denn auch darin spürt man, daß Gott uns sucht und uns bei sich festhält. Man kann sogar Gott dann am allerstärksten spüren, wenn er zu unserem Bitten Nein sagt. Denkt nicht nur an den Apostel Paulus und an die Antwort, die er erhielt: laß dir

an meiner Gnade genügen. Denkt auch an Bismarck und nehmt ihn euch dann zum Vorbild; erinnert euch daran, daß Bismarck durch ein nicht-erhörtes Gebet bekehrt worden ist. Wie Gott ihm seine Bitte abschlägt, da empfindet er die Macht Gottes; aber auch, daß Gott im Rechte ist, und daß er trotz des Nein zu ihm hält.

Das ist ein wirklicher Advent. Wenn dieses Gefühl in einem Menschen durchbricht, dann erfährt er auch das andere: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“ Wenn Gott uns beiseite gedrängt, unser unruhiges und eigensüchtiges Begehren zur Ruhe gebracht hat, dann tritt er selbst an die Stelle als derjenige, der sich unser annimmt und unsere Sache führt.

Und nun laßt mich zurückblicken auf die Gedanken, von denen wir ausgegangen sind. Es mag sein, daß Gott uns in diesem Winter auf noch härtere Proben stellt, als wir sie bisher erlebt haben, es mag sein, ich will das Äußerste sagen, daß er uns hinsterben läßt, — wenn wir richtig Advent gefeiert haben, dann sind wir gerüstet. Wir sehen hinaus auf jenen großen Advent, von dem es heißt: „Siehe, ich mache alles neu;“ wir wollen es aber auch jetzt schon behaupten, auch unter der schwersten Probe: er läßt uns nicht, wir sind doch sein und er bleibt doch unser Gott, der uns erhält. Amen.

Zweiter Teil: Andachten

Bemerkung. Von den studentischen Morgenandachten, die Karl Holl in den letzten Jahren in der Universität gehalten hat, hat sich in seinem Nachlaß eine Reihe von fünfzig Entwürfen, vom 1. Juni 1922 bis zum 28. Juli 1924 reichend, gefunden. Sie sind mit Monats- und Tagesangabe, öfters auch mit Jahreszahl, versehen. Wo die Jahreszahl fehlt, ergibt sie sich aus der guten Ordnung, in der der Herausgeber die Entwürfe empfing und die er durch Einzeichnen der Nummern 1—50 festgehalten hat. Von dieser Ordnung ist er im Druck nur an zwei Punkten abgewichen. Einmal, er hat Nr. 4 und Nr. 29 — zwei Andachten vom 30. Juni ohne Jahresangabe — miteinander den Platz tauschen lassen, die ursprüngliche Nr. 4 (im Druck 29) dem Jahre 1923, die ursprüngliche Nr. 29 (im Druck 4) dem Jahre 1922 zugewiesen. Sodann, er hat Nr. 45 und Nr. 46 entsprechend den ihnen aufgeschriebenen Daten den Platz tauschen lassen. Zu Nr. 39 ist der Anhang zu vergleichen.

Ein diplomatisch treuer Abdruck der Entwürfe hätte dem Zwecke dieses Buchs widersprochen. Der Herausgeber hat einmal die Datenangaben gleichmäßig gestellt, die Bibelworte — unter stillschweigender Richtigstellung einiger aus den Lösungen der Brüdergemeinde übernommen gewesenen Druckfehler in den Stellenangaben — ausgeschrieben, und an den Schluß jeder Andacht einen Liedervers gesetzt. Häufig stammt dieser Vers aus einem von Karl Holl selbst in der Andacht notierten Liede; in diesen Fällen ist sogar meistens der erste Vers gewählt. Wo eine Liedangabe fehlte, hat der Herausgeber frei gewählt, jedoch den Leser durch ein vorgesehtes Kreuz (+) auf diesen Tatbestand aufmerksam gemacht. Sodann aber hat der Herausgeber die in der Eile niedergeschriebenen Entwürfe z. T. erst lesbar machen müssen, indem er weggelassene Wörter (häufiger Hilfszeitwörter, aber auch aus dem Zusammenhang sich ergebende Hauptwörter, und gelegentlich auch Wortgruppen) ergänzte und in einigen wenigen Stellen auch aus abgerissenen Stichworten den Sinnzusammenhang wiederherstellte. Daß er in der Rücksicht nur das Mindeste tat, zeigt der vielfach ungeglättete Wortlaut der Entwürfe selbst, wie sie nun gedruckt vorliegen. An die Aufgabe, ihnen die Form zu geben, die Karl Holl selbst ihnen gegeben hätte, wenn er sie je hätte drucken lassen, hat sich der Herausgeber natürlich nicht wagen dürfen. Der Leser empfängt also auch in der Form das von Karl Holl Hinterlassene so treu, als es die Pflicht, einen verständlichen Text zu bieten, erlaubt hat.

Röm. 8, 9 u. 14: Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnet. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Denn welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.

Wir rüsten uns auf Pfingsten, auf das Fest des Heiligen Geistes. Wenn irgend wann, so ist es diesmal unser Wunsch, daß ein neuer, ein heiliger Geist auf unsere Kirche, auf unser ganzes Volk und auf jeden einzelnen unter uns fallen möge. Aber ist es uns eigentlich mit diesem Wunsch voller Ernst? So lang, so oft schon haben wir es gewünscht, aber sind wir jemals dazu gelangt, daß wir uns getrauten zu sagen: wir, ich habe den Heiligen Geist? Es ist vielleicht eine gewisse Schamhaftigkeit, eine innere Scheu, die uns zurückhält, das zu sagen. Es ist ein zu Großes. Dennoch, der Apostel hat recht: wer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein.

Alles Große, alles wirklich Tiefe erschließt sich dem Menschen in einem Augenblick, plötzlich. Es kommt stürmisch über ihn, wie eine Offenbarung, die ihn ergreift.

Und doch hat es sich immer lang vorher heimlich angekündigt. Und niemand gewinnt jenes Große, der nicht auf die ersten Regungen bei sich gehört hat. Es sind leise Stimmen; denn so, leise,

beginnt alles Göttliche im Menschen. Sie sind viel schwächer als die lauten Stimmen des Tages, es ist ein zartes Treiben und Drängen. Aber es geht immer in ganz bestimmter Richtung. Ich brauche das nicht näher auszuführen. Jeder vernimmt es. Man muß nur den Mut haben, es so zu nennen, wie es die Bibel nennt, und zu sagen: das ist das Anklopfen des Geistes. Und wenn man es so nennt, es dann auch entsprechend ernst zu nehmen. So ernst wie man Gottes Stimme nimmt.

Es kommt wie von außen, um vom Menschen Besitz zu ergreifen. Das Ziel ist erst dann erreicht, wenn wirklich jene Wandlung eintritt, von der es heißt: „Da gab ihm Gott ein neues Herz.“ Erst recht gilt es dann, dies zu ergreifen. Nur eins: wer von sich sagen will, ich habe den Heiligen Geist — und das soll jeder tun können —, muß wissen: der Geist Gottes ist ein heiliger Geist. Das bedeutet, er hat ein Doppeltes zu geben: er schafft Freudigkeit und Sicherheit, aber er hat zugleich ein Strafamt; denn er ist ein heiliger Geist. Nur wo beides zusammen verspürt wird, da ist echter heiliger Geist.

O heilger Geist, fehr bei uns ein
und laß uns deine Wohnung sein;
o komm, du Herzenssonne!
Du Himmelslicht, laß deinen Schein
bei uns und in uns kräftig sein
zu steter Freud und Wonne.

Sonne, Wonne,
himmlisch Leben willst du geben,
wenn wir beten;
zu dir kommen wir getreten.

Psalm 18, 7: Da mir angst war,
rief ich den Herrn an und schrie
zu meinem Gott; da erhörte er
meine Stimme von seinem Tem-
pel, und mein Schreien kam vor
ihn zu seinen Ohren.

Die Lage „da mir angst war“ ist uns nicht unbekannt. Seit Jahren nun schon ist auf uns der schwerste Druck, der niemand frei atmen läßt. Jeder spürt ihn. Aber die Frage ist, wie weit uns das andere, wovon der Text redet, etwas Unbekanntes geworden ist. Es war mir eine der schwersten Entdeckungen im Krieg, wie niedrig unser Volk vom Gebet denkt. Gott ist ihm der Nothelfer, nichts weiter. Hilft das Beten nicht, so ist das ein Beweis, daß es überhaupt keinen Gott gibt. Gedankenmäßig sieht es jedermann ein, wie tief wir damit sinken. Dann ist Gott ein Göze und unser Gebet ein Zauber. Aber es wäre in unserem Volk nicht soweit gekommen, wenn nicht die, die Führer sein sollten, selbst tatsächlich keine andere Stellung zu ihrem Gott gehabt hätten. Die Schuld trifft jeden unter uns. — Ich weiß wohl, man hat als Student hier mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das philosophische Studium läßt uns

Gott nur noch als Hypothese erscheinen. Ich sage damit nichts gegen das philosophische Studium: es ist unentbehrlich; jeder Theologe muß durch diese Fragen und Zweifel hindurch. Aber nicht nötig ist es, daß ihm dabei Gott als Wirklichkeit entschwindet. Er kann es fühlen, wie Gott ihm nahe ist, und die unmittelbare Gottesgewißheit wie eine feste Mauer gegen den alles zerfressenden Zweifel aufrichten. Wo er am fernsten zu sein scheint, ist Gott am nächsten. — Aber nur dann, wenn wir uns frei machen von der Meinung, er müsse uns gerade das geben, was wir uns wünschen. Es heißt: „Mein Schreien kam vor ihn, zu seinen Ohren.“ Er hört es, aber ob er es erhören kann, ist seine Sache. Uns muß es genügen, daß wir in seiner, in einer festen Hand sind. Bismarck ist durch ein nichterhörtes Gebet bekehrt worden. Gerade daran, daß Gott nicht tat, was er wollte, spürte er Gottes Macht und Güte. Das ist ein Fels, der nicht wankt.

Sollt ich meinem Gott nicht singen?
 Sollt ich ihm nicht dankbar sein?
 Denn ich seh in allen Dingen,
 wie so gut er's mit mir mein'.
 Ist's doch nichts als lauter Lieben,
 was sein treues Herze regt,
 das ohn Ende hebt und trägt,
 die in seinem Dienst sich üben.
 Alles Ding währt seine Zeit,
 Gottes Lieb in Ewigkeit.

Jes. 57, 19: Ich will Frucht der Lippen schaffen, die da predigen: Friede, Friede, beide denen in der Ferne und denen in der Nähe, spricht der Herr, und will sie heilen.

Friede — wir verstehen das Wort heute ganz von selbst tiefer. Jeder von uns weiß es: äußerer Friede, Waffenruhe macht es nicht. „Gottlob, nun ist erschollen das edle Friedenswort,“ — wer mag das heute singen? Man kann im äußeren Frieden den erbittertsten Krieg führen; es kann der äußere Friede der Weg zum Untergang, zur Abstumpfung eines Volks sein.

Der Friede, an dem man sich freuen kann, setzt ein Kraftgefühl voraus, nicht eine Gebrochenheit; innere Freiheit zur unbehinderten Tätigkeit, das ist Friede.

So gilt es auch fürs Innere: wir können keinen wegen seines Friedens preisen, der unberührt, leidenschaftlos, temperamentlos geworden wäre; er wäre stumpf und träge, aber Frieden hätte er nicht.

Aber das Temperament allein schafft es auch nicht. Es muß doch ein Friede darüber walten: eine innere Sicherheit, Zuversicht, Ruhe.

Sie kommt nur aus der Einigung mit Gott. Aus der Gewißheit: Gott schafft es durch mich, nicht Ich.

Das nimmt die Aufregung, wie die Nieder geschlagenheit.

Er ist ein Fels, ein sicherer Hort,
 und Wunder sollen schauen,
 die sich auf sein wahrhaftig Wort
 verlassen und ihm trauen.
 Er hat's gesagt, und darauf wagt
 mein Herz es froh und unverzagt
 und läßt sich gar nicht grauen.

Psalm 62, 7: Er ist mein Hort,
 meine Hilfe und mein Schutz, daß
 ich nicht fallen werde.

Es ist der Vorzug der Bibel, daß sie überall deutlich redet. Dadurch trifft sie das Gewissen. Wir Heutigen umschreiben, wir reden höflich, gegen andere — und auch gegen uns selbst. Daher bleibt alles matt. Das Wort spricht von der Möglichkeit, „daß wir fallen werden“, und rückt uns das ganz ernsthaft nahe.

Ich denke nicht an Grobes. Vor Derartigem braucht man in diesem Kreise nicht zu warnen. Aber es gibt ein unvermerktes Gleiten, das doch schließlich mit einem Fall endigt.

Die Jugend ist das Alter der unbegrenzten Möglichkeiten; nicht bloß der äußeren, sondern auch der inneren. Was in jedem von Ihnen steckt, weiß niemand von Ihnen, dafür sind Sie noch zu jung. Aber jeder Tag, jede Stunde gibt einen Anlaß, wo dieses Innere zum Vorschein kommt. Ein flüchtiges Wort, ein Wisz, — und ein Bild entsteht in der Seele, das nicht mehr auszureißen ist. Eine

kleine Bemerkung, — und eine Neigung ist erwacht oder eine Abneigung ist begründet. Und ehe wir es uns versehen, sind wir in einem Bann, sind wir gezwungen, in bestimmter Richtung zu gehen, die uns vielleicht weit abführt von den Idealen, denen wir früher nachgestrebt haben.

Was ist dagegen zu tun? Sich abschließen geht nicht. Ebenso wenig hilft es, sich selbst zu zergrübeln und zu zerdenken. Damit stärkt man nur gerade das, dem man entfliehen möchte.

Unser Wort weist den andern, den besseren Weg: „Gott ist mein Hort, meine Hilfe und mein Schutz.“ Gott ist mein Schutz, das überhebt uns der Ängstlichkeit. Wer ängstlich und unsicher ist, der strauchelt am leichtesten. Wer an Gott sich hält, darf sicher sein: Er führt mich, ich werde nicht gleiten. Er schenkt guten Willen. Aber es liegt noch etwas Weiteres in unserm Worte. Man überwindet keine innere, sittliche Gefahr anders, als dadurch, daß man im entgegengesetzten Guten sich befestigt. Aus dem Positiven kommt die Kraft. Und dieses Positive heißt Gott. Wer sich unter diesen Willen stellt, von ihm aus prüft, „Was ist das, was ich positiv zu tun habe?“ und dieses Positive lieben lernt — das will geübt sein —, der ist umpanzert. Den berührt vieles überhaupt nicht mehr, was anderen schadet, und in dem stirbt von selbst ab, was sonst zur schweren Versuchung wird. Dazu helfe uns Gott!

O daß mein Leben deine Rechte
mit ganzem Ernste hielte doch,
daß nichts mich aus dem Gleise brächte,
zu gehn in deinem sanften Joch,
daß, was du, Gott, geboten hast,
mir Lust und Freude wär, nicht Last!

2. Tim. 2, 19: Aber der feste Grund Gottes bestehet und hat dieses Siegel: Der Herr kennet die Seinen; und: Es trete ab von Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.

Wer von Deutschland nach England kam, war immer überrascht, wenn er in christlichen Kreisen ohne weiteres gefragt wurde: are you saved? Die Engländer gaben damit etwas zurück, was sie von Deutschland aus empfangen hatten (Nitschmann hat es seinerzeit an Wesley übermittelt); — der Deutsche fand in der Regel die Frage unzeit. Ist sie wirklich unzeit? Darf einer, der den andern als christlichen Bruder betrachten möchte, nicht so fragen? Unsere Lösung bestätigt das wohl: „Der Herr kennt die Seinen.“ Aber dies ist das Siegel, das wir haben sollen; der feste Grund, auf dem wir stehen sollen. Das bedeutet: es genügt nicht schon, daß wir Gott kennen oder zu kennen glauben. Besiegelt wird dies erst dadurch, wenn wir wissen, daß uns Gott kennt. Wissen wir das?

Das ist in der Tat die Frage, an der sich der Ernst und die Tiefe unseres Christentums erst erprobt. Ob wir uns getrauen, getrauen dürfen, zu sagen: mich kennt Gott. Ich bin für Gott da. Ich bin nicht nur ein Stück des Geschaffenen, das entsteht und vergeht, sondern etwas, das bleibend vor ihm ist.

Niemand kommt zu dieser Gewißheit, der nicht vorher einen Eindruck davon gewonnen hat, welche Ungeheuerlichkeit, welche Vermessenheit es ist, daß er sich so hoch soll einschätzen dürfen. Aber niemand hat auch Gott, sein ernstes Trachten nach der Seele des Menschen wirklich verstanden, der nicht trotzdem es auf Gott hin wagt. Und niemand lebt in der Religion, wer nicht auch Gottes Herz an dem seinigen schlagen hört.

Aber, daß das nicht Schwärmerei und Träumerei wird, fügt der Text noch hinzu: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt.“ Mit Gott eins sein und dann seinen eigenen Weg gehen, so wie es einem gerade gefällt, das paßt nicht zusammen. Wer zu Gott gehören will, muß sich nach ihm richten; muß ausscheiden, prüfen, das Rechte suchen. Und muß den Willen haben, das Rechte zu tun. Nur was einen Willen aus sich gebiert, ist echt.

Es kennt der Herr die Seinen
und hat sie stets gekannt,
die Großen und die Kleinen
in jedem Volk und Land;

er läßt sie nicht verderben,
er führt sie aus und ein;
im Leben und im Sterben
sind sie und bleiben sein.

Jak. 4, 8: Nahet euch zu Gott, so nahet er sich zu euch.

Die Losung sagt uns ein Wort, das wir gerade im jetzigen Augenblick gut brauchen können. Wir erleben wieder einen Augenblick, wie nach dem Waffenstillstand, wo wir das Gefühl haben: Gott ist so fern, so entsetzlich weit von uns, wie wenn er für uns überhaupt nicht da wäre. Es ist eine Stunde, wie man sie aus der eigenen Erfahrung kennt, wo alles, was man an Gott zu haben glaubte, wie unter den Händen zerrinnt und nur das Grauen, das Bleischwere zurückbleibt; als ob dies allein Wirklichkeit sei und alles andere nur Täuschung und Einbildung gewesen wäre.

Es ist natürlich, menschlich, daß man dann nach etwas wie einem Zeichen, einer Offenbarung, einem Wunder ausschaut. Jetzt muß Gott eingreifen, — und er greift nicht ein. Es bleibt so öde, so hoffnungslos wie zuvor: Tage, Wochen, Monate lang.

Unser Text gibt uns den besten Rat, den man geben kann: laßet nicht nach, ihn zu suchen. Dann, wenn Gott am allerfernsten ist, ist er in Wirklichkeit am nächsten. Es ist, wie wenn er nur den Abstand zwischen sich und uns vergrößert hätte, um uns desto mehr seine Allmacht, seine Größe, seine Erhabenheit zu zeigen.

Und gerade auf diese seine Größe, seine Macht wollen wir bauen. Sie ist da, ist immer da, auch für uns da, wenn es Gottes Zeit ist. Er nahet

sich zu uns, läßt sie uns wieder fühlen, wenn wir uns zu ihm nahen.

Was heißt das eigentlich, sich zu Gott nahen? Nicht schon bloß: beten. Denn man kann so oder so beten. Verzweifelt schreien wir in die leere Luft hinaus, mit heimlichen Vorwürfen und heißer Leidenschaft. Mit dem allen ist man nicht nahe. Luther hat uns das Einfache gelehrt. Man steht Gott nahe, wenn man ihm vertraut, wenn man das Vertrauen nicht wegwirft. Dann bewährt man sich als den, der zu ihm gehört; der ihn gelten läßt als den, der es am besten versteht. Wenn so der Druck sich in ein Gebet verwandelt, dann schwindet er, dann wird man innerlich ruhig. Das heißt dann fühlen, er ist da.

Sieh, hier bin ich, Ehrentönig,
lege mich vor deinen Thron;
schwache Tränen, kindlich Sehnen,
bring ich dir, du Menschensohn.
Laß dich finden, laß dich finden,
bin ich gleich nur Asch und Ton.

Phil. 4, 4: Freuet euch in dem
Herrn allewege, und abermals
sage ich: Freuet euch!

Das Wort Freude paßt nicht zu unserer heutigen Stimmung. Worüber sollten wir uns freuen? Es geht durch unser ganzes Volk: kein Lied, kein harmloser Scherz von ehemals ist mehr zu hören.

Und wir selbst: es ist uns, als ob wir ein Unrecht täten, zu lachen und uns über etwas zu freuen. — Paulus war anderer Meinung. Er hat den Brief geschrieben nicht hochgemut. Es gab soviel, was ihn drückte. Und dennoch dies Wort: Freuet euch in dem Herrn allewege.

Gab's keine Freude mehr für uns, dann wären wir wirklich verloren. Alles Gute kommt nur aus der Freude. Was uns sonst etwa tragen und treiben kann, reicht nur aus, um uns eben aufrecht zu erhalten. Nicht zu mehr. Nicht zum wirklichen Schaffen. Pflichtbewußtsein — es ist etwas Großes, Unerläßliches. Aber es gibt nur die Kraft, die gewiesene Arbeit Tag um Tag zu tun. Es erhebt uns nicht über das Ganze, wir bleiben im Räderwerk. Der Stolz, der sich nicht beugen, der lieber mit Ehren untergehen will, auch er ist etwas Edles — und doch ein Verzichten.

Aber es gibt etwas, was hinausreicht über alle Last und Plage. Wir freuen uns an dem lebendigen Gott. Er lebt und wir freuen uns, daß wir zu ihm gehören, und daß er für uns denkt und sorgt. Er bleibt, bei ihm ist es helle, vor ihm steht ein klarer Plan, der immer Segen bedeutet. Räme es auf uns an, dann wäre nichts zu hoffen. Aber es ist ein anderer, der die Dinge macht, und einer, der es besser versteht.

Wir wollen das Wort des Paulus beherzigen. Wir wollen uns emporreißen lassen — bis zur

wirklichen inneren Freude. Wir tun ein Unrecht, wenn wir das nicht tun. Wir gefallen ihm nicht, wenn wir leben als die, die keine Hoffnung haben. Er lebt und er will, daß wir auch leben.

Bei dir ist mein Heil und Ehre,
meine starke Zuversicht;
willst du, daß die Not sich mehre,
weiß ich doch, du läßt mich nicht.
Meint der Feind mich zu erreichen
und zu werfen unter sich,
will ich auf den Felsen weichen,
der wirft alles unter mich.

Phil. 3, 13: Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich's ergriffen habe. Eines aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist.

Wir stehen am Semesterschluß. An einem Abschnitt, wo man Rechnung macht. Hinter uns liegt eine Zeit des Arbeitens, des wechselnden Einnehmens und Ausgebens; eine Zeit, in der wir beide, Lehrer wie Schüler, wenn es richtig zugegangen ist, gewachsen sein sollten. — Aber wie macht man die Rechnung? Der Apostel sagt es uns: nicht indem man zurückblickt, das gibt nur ein bequemes Sichbespiegeln oder ein kraftloses Sichanklagen, sondern indem man vorwärts sieht auf die Aufgabe, die vor uns steht.

Vor uns steht eine riesengroße Aufgabe. Wir gehören zu einem Volk, das — man muß die harte Wahrheit aussprechen — seinen Glauben verloren und in dem auch das Sittliche seine Kraft eingebüßt hat. Und wenn es so weit gekommen ist, so muß von uns etwas verfehlt worden sein. Von unserer Kirche, von uns selbst, von uns allen. Wir alle tragen daran in unserem Teile Schuld. Das gilt es hereinzuholen. Und das bedeutet viel.

Es bedeutet eine Anspannung in wissenschaftlicher Hinsicht. Wir müssen einen geistigen Kampf führen nach mehr als einer Richtung. Wir ringen zusammen mit dem Christentum, mit dem Protestantismus um das Dasein, und es soll sich niemand einbilden, er könne bestehen, ohne selbst alles durchdacht und jedem Zweifel, jedem Einwand ins Auge geblickt zu haben. *Non scholae, sed vitae discimus.*

Aber mehr als je ist das andere, das Leben entscheidend. Unser Volk urteilt jetzt scharf und mißtrauisch. Wieviel im Krieg die der Sache der Religion geschadet haben, bei denen man Flecken wahrnahm, ist unnennbar. Es ist ein Segen, daß das der Kirche widerfährt. Wir sollten dafür dankbar sein. Wenn geholfen werden soll, kann es geschehen nur durch Männer, die wirklich leben wie sie predigen, und die sich auch durch keinen Spott beirren lassen. Es kann nicht jeder wissenschaftlich das Gleiche erreichen, aber darin muß jeder zum

Ziel kommen. Dazu gebe uns Gott den klaren Blick und die Spannkraft. Dann ist die Rechnung gut.

Geh hin nach Gottes Willen
in Demut und Vertrauen,
lern das Gebot erfüllen,
sein großes Feld zu bauen.
Frag nach der Ernte nicht,
du darfst den Lohn nicht messen,
mußt Freud und Lust vergessen,
nur sehn auf deine Pflicht.

Richter 13, 18: Warum fragst du
nach meinem Namen, der doch
wundersam ist?

Ein Text, der weitab zu liegen scheint und doch recht gut paßt. Er redet vom Fragen. Fragen ist die Pflicht unserer wie jeder Wissenschaft. Sie hat die Aufgabe, auch das scheinbar Gesicherte immer neu durchzuprüfen. Eine neue Frage ist immer ein neuer Gesichtspunkt, die Ahnung einer neuen Erkenntnis. Und auch Sie sollen hier nicht bloß Antworten hören, sondern fragen lernen, Freude am Fragen gewinnen. Wer Theologe werden will, der muß die Rätsel des Daseins, des Lebens, der Geschichte gesehen, dem müssen sie auf dem Herzen gebrannt haben.

Aber es ist ein Unterschied zwischen Fragen und Fragen. Man kann fragen ohne jedes Ziel, nur mit der Absicht zu wühlen; man kann fragen aus

Selbstquälerei; kann fragen zuletzt mit der Absicht, sich die ernsthaften Fragen und Pflichten vom Hals zu schaffen. Und man kann fragen in der heißen Leidenschaft, der Sache selbst nahe zu kommen. Und das ist das Fragen, das sich für den Theologen geziemt.

Wer so fragt, der empfängt wohl zunächst die Antwort unserer Losung: „Der doch wundersam ist.“ Das Fragen — nach Gott — führt uns zunächst an Grenzen, an Grenzen unseres Erkennens und Wollens. Aber jenseits dieser Grenzen, da ist nicht das Nichts, sondern da ist Gott; der Gott, der hinter allem steht. Und wir erkennen seine Wundersamkeit, seine Unvergleichbarkeit.

Aber je tiefer und ernster einer fragt, desto mehr dreht sich ihm das Verhältnis um. Er fühlt, wie er umfaßt ist von dem, in dem wir leben und weben und sind. Er fühlt, wie nicht nur er Gott sucht, sondern Gott ihn sucht.

Das ist das Schöne, das Einzigartige an unserer Wissenschaft, daß sie uns unmittelbar an das Höchste hinanführt. Man kann sie nicht treiben, ohne auch dieses Höchste selbst zu fühlen. Dann gehört das Fragen mit dazu. Es ist kein Ausruhen, es ist ein Findenwollen von neuem, wozu der unerschöpfliche Reichtum uns selbst treibt. Das segne uns Gott.

Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut,
dem Vater aller Güte,

dem Gott, der alle Wunder tut,
 dem Gott, der mein Gemüte
 mit seinem reichen Trost erfüllt,
 dem Gott, der allen Jammer stillt,
 gebt unserm Gott die Ehre!

Psalm 75, 2: Wir danken dir,
 Gott, wir danken dir und verkündigen deine Wunder, daß dein Name so nahe ist.

Eines der großen Worte in den Psalmen, die uns in letzte Tiefen hineinführen: danken, verkündigen deine Wunder, daß dein Name so nahe ist.

Nicht bloß alle Wissenschaft, auch aller Ernst des Lebens und alle Tiefe des religiösen Lebens fängt damit an, daß man sich verwundern lernt. Sich verwundern über sein eigenes Dasein. Die Tatsache des Lebens nicht mehr als das Selbstverständliche hinnehmen, weil es doch eine Zeit gab, wo man noch nicht war, und wieder eine geben wird, wo man nicht mehr sein wird. Was bedeutet dann diese Spanne? Ist es nur ein Schattenspiel? — Und noch mehr ist zu verwundern in der Religion. Der Psalmist wundert sich darüber, daß „dein Name so nahe ist“. Wie stark muß der Mann Gottes Nähe bei sich empfunden haben und wie deutlich gefühlt haben, wie groß, wie unverdient solche Gnade ist, wenn er ein solches Wort sprechen konnte. Damit wirkt er auf uns beschämend. Woran denkt man für gewöhnlich, wenn

man unter uns von Gottes Nähe redet? An den Beistand Gottes, dessen man sich erinnert, wenn man in schwieriger Lage ist, und den man zu vergessen pflegt, wenn die Noth behoben ist. Ehrlich gesprochen: haben wir dann den Beistand wirklich gefühlt? Oder war es auch nur ein Beruhigungsmittel, wo nicht gar bloß eine Gewohnheit, wenn wir seinen Namen anriefen? Ich fürchte, die Antwort wird peinlich. Und was ist der Grund? Auch hier ist es von uns als zu selbstverständlich angenommen, daß er uns nahe sein müsse; dann nahe sein müsse, wenn es uns beliebt, ihn herbeizurufen! Lernen wir uns zuallererst verwundern über das Große, daß es einen Gott gibt, den Schöpfer Himmels und der Erden, der uns nahe sein will, der uns nicht zu klein, sich selbst nicht zu groß achtet, um uns nahe zu kommen. Und lernen wir zuerst, wie der Psalmist, ihm dafür zu danken, daß er das tut. Das ist der Grund, auf dem aller Umgang mit Gott sich aufbauen muß. Und das ist die Bedingung dafür, daß wir ihn wirklich fühlen können.

Du, meine Seele, singe,
wohlauf, und singe schön
dem, welchem alle Dinge
zu Dienst und Willen stehn.
Ich will den Herren droben
hier preisen auf der Erd;
ich will ihn herzlich loben,
so lang ich leben werd.

1. Mos. 8, 22: Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

Es tut uns gut, wenn wir wieder einmal ein so einfaches Wort hören, das an die natürlichsten, alltäglichsten Sorgen anknüpft. Ich habe das Gefühl, daß heute nicht bloß die Ausdrücke, die wir für die Frömmigkeit verwenden, sondern auch die Frömmigkeit selbst etwas Überreiztes hat. Das tut nie gut und hat immer zur Rehrseite ein Zusammenklappen. Wo sie nicht an das Gewöhnliche anknüpfen und nicht schlicht reden kann, da ist die Frömmigkeit nicht gesund. Unser Wort redet vom Allereinfachsten, von der Gewißheit, daß die Ordnung der Natur ihren stetigen Lauf, die Stetigkeit in ihrem Wechsel, behalten wird. Heute ist das für uns ernsthafteste Glaubensprobe. Gewiß: es wird alles seinen gewohnten Gang gehen; aber ob dieser Gang nicht über uns hinweggeht? Was wird uns der Winter und das Frühjahr bringen? Wir spüren es wieder in einem Maße, wie wir es vor dem Krieg überhaupt nicht gekannt haben, was es bedeutet, ob im Winter die Feuchte, im Sommer die Hitze zur rechten Zeit kam, und ob die Ernte gut ausfällt. Daran hängt das Leben von Hunderttausenden. Aber wir heben uns drüber hinaus zu dem, der diese Ordnung geschaffen hat. Es ist

seine Treue, die sich auch darin offenbart. Und an diese Treue wollen wir uns halten. Er vergift auch uns nicht. Er hat uns gewöhnt, harte Züchtigung auszuhalten. Behaglich, friedlich, wie das Leben der Vorfäter war, wird das unsere niemals werden. Und doch, er vergift uns nicht. Er bleibt sich treu und damit auch uns treu. Daran wollen wir uns halten. Amen.

† Befiehl du deine Wege
und was dein Herze kränkt,
der allertreuesten Pflege
deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege, Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.

1. Mos. 18, 22: Abraham blieb stehen vor dem Herrn.

Das ist eine Losung, wie sie bloß ein tiefgründiger Leser in der Bibel findet: Stehenbleiben vor dem Herrn! Wir kennen die Geschichte, wie Abraham Gottes Plan mit Sodom gehört hat, stehen bleibt und dann anfängt mit Gott zu reden, obwohl er Staub und Asche ist.

Gott erweist uns vieles, das uns zum Stehenbleiben nötigen sollte, Erhebendes und Tieffschmerzliches. Aber können wir dann auch stehen bleiben, können wir überhaupt vor ihm stehen bleiben? Ich

fürchte, das ist eine Sache, die die heutige Christenheit verlernt hat. Wenn etwas Bitteres uns widerfährt, können wir nichts als aushalten! Wenn etwas Erhebendes uns geschieht, dann können wir nichts als froh darüber sein. Stehen bleiben aber heißt, sich das, was geschieht, deutlich machen und dabei Gott ins Auge sehen! Das fordert zweierlei: einmal von sich selbst absehen können, und sodann sich auf Gott hin sammeln. Beides will geübt sein. Die Sammlung: auf wieviel Dinge verwendet man sie, vor allem auf die wissenschaftliche Arbeit. Man weiß, daß es nicht gelingt, wenn man sich nicht ganz zusammennimmt und jeden zerstreuen Gedanken abweist. Ist es uns auch schon einmal in den Sinn gekommen, daß man das auch Gott gegenüber tun könnte? Daß man ganz ebenso einmal alles andere beiseite lassen und nur auf Gott alle Gedanken richten könnte? Auf ihn, wie er so groß, so herrlich, so wunderbar in seinen Wegen, so reich in seinen Gaben ist? Das wäre Stehenbleiben vor der jenseitigen, vor der allein wirklichen Welt. Die Augenblicke solchen Stehenbleibens, das sind die, wo man Kraft schöpft, wo man Atem holt aus der jenseitigen Welt. Denn dann, erstens, wird man erfüllt mit dem Gefühl der Kleinheit wie Abraham! Dabei fällt viel Kindisches, Aufgeregtes ab. Aber dies, zweitens, gibt Stärke; denn dieser große Gott ist für uns da. Auch wir sind mit all unserer Arbeit,

mit allen Sorgen, Widerwärtigkeiten und Erfolgen aufgenommen in seinen Plan. Auch durch uns wirkt er als durch seine Knechte. Und wir dürfen mit ihm reden, obwohl wir Staub und Asche sind. Das ist der Segen!

† Wir warten dein, o Gottes Sohn,
und lieben dein Erscheinen.
Bald ist die Wartezeit entflohn,
bald kommst du zu den Deinen.
Wer an dich glaubt,
erhebt das Haupt
und sieht dir froh entgegen.
Du bringst ja Himmelsfegen.

1. Joh. 3, 1: Sehet, welche eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder sollen heißen!

Die heutige Zeit erzieht uns ganz von selbst dazu, bei allem, was wir in der Bibel lesen von hohen Gütern und Gaben des Christen, viel schärfer als früher je zu beachten, daß sie einer ganz andern Welt zugehören als der, die uns umgibt. „Welche Liebe hat uns der Vater erzeigt,“ — wir stocken, wenn wir das bejahen sollen: wo spüren wir denn etwas von dieser Liebe? Wir sehen ein Leben vor uns voll Plage und Schmach, sehen Krankheiten und Laster sich häufen, sehen unser Volk hinsterven. Wo spüren wir etwas von dieser Liebe? Was

nützt uns ein Name, daß wir Gottes Kinder sollen heißen? Ist das nicht ein Traum?

Was heißt das: Gottes Kinder? Daß Gott für uns da ist und wir für ihn da sind. Er ist für uns da, ist uns zugänglich — obwohl wir es nicht verdienen. Wer dies letztere nicht fühlt, daß er kein Recht hat, vor Gott zu stehen, der schätzt auch das erste nicht, das Wunder, daß Gott sich um diesen Menschen kümmert. Daß er überhaupt meiner sich annimmt. Je mehr man dem nachdenkt, desto mehr wächst das Wunder.

Der Geschichtsforscher ist sehr stolz darauf, wie das Gebiet der Geschichte sich vergrößert hat und verlängert hat, um Tausende von Jahren. So kurz nimmt sich dann die Zeit seit Christus aus. Er läßt sich vom Geographen, vom Geologen, vom Physiker belehren, daß das alles, was wir als Geschichte kennen, ja nur ein kleiner Teil der Menschengeschichte, der Erdgeschichte ist. Daß tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag, geht uns so erst auf. Nicht bloß Millionen von einzelnen, — Völker sind hingegangen. Aber vor ihm ist das nicht nur ein Schattenspiel. Es hat jedes seine Stelle; auch wir haben unsern Platz in seinem Plan. Sehet, welch eine Liebe, daß er uns nahekommt und wir ihm nahekommen sollen. — Das stellt uns auf festen Grund! Für uns zählen Jahre. Für ihn Jahrtausende nicht. Wo uns ein Ende zu sein scheint, ist für ihn vielleicht erst ein Anfang.

Wir haben eine Zukunft, eine Zukunft in ihm. Und wenn er es will, auch eine für unser Volk.

† Nichts, nichts hat dich getrieben
zu mir vom Himmelszelt
als das geliebte Lieben,
damit du alle Welt
in ihren tausend Plagen
und großen Jammerlast,
die kein Mund kann aussagen,
so fest umfassen hast.

Gal. 6, 3: So aber sich jemand
läßt dünken, er sei etwas, so er
doch nichts ist, der betrüget sich
selbst.

Die Wahrheit dieses Worts braucht man heute niemand unter uns zu beweisen. Sie ist uns durch Gott selbst eindringlich gepredigt worden. Daß alle Anstrengung, alle Hingabe, aller Geist, alles edle Wollen nichts hilft, ich denke, das wissen wir. Wir wollen es nur auch beherzigen für unser persönliches Leben.

Die Frage ist nur, was daraus folgt. Folgt daraus, daß wir uns überhaupt nichts getrauen dürfen, daß wir auch den Menschen gegenüber nur unsere Nichtigkeit herauskehren müssen? Nein, so hat es Paulus nicht gemeint. Denn das wäre zu bequem. Wir betrügen gewiß uns selbst, wenn wir sagen, wir seien etwas. Aber es gibt einen andern, der etwas ist und der auch uns, die Nichtig-

leiten, zu etwas machen und etwas gebrauchen kann. Recht begriffen ist das Wort des Paulus von uns erst, wenn wir den suchen, der auch uns erfüllen kann. Es ist das Wunder unseres Glaubens, daß wir einen Gott haben, der auch das Niedrige sucht und dorthinein seine größte Stärke legen will. Er zerbricht nur, weil er geben, reinigen, neu schaffen, erhöhen will. Aber das festhalten, das ist die Kunst. Darauf kommt's an: gerade dann, wenn Gott Erfolg gibt, zu fühlen, daß Gott es getan hat und nicht wir. Und zweitens darauf: nicht für sich, sondern für andre leben wollen und ihnen dienen mit dem, was Gott uns gibt.

Ein Herz, das Demut liebet,
bei Gott am höchsten steht;
ein Herz, das Hochmut übet,
mit Angst zugrunde geht;
ein Herz, das richtig ist
und folget Gottes Leiten,
das kann sich recht bereiten,
zu dem kommt Jesus Christ.

Ephes. 2, 17: Christus Jesus ist gekommen und hat verkündigt im Evangelium den Frieden euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren.

Wir gehen auseinander, um in der Heimat ein Fest zu feiern. Ein Fest ist, soll immer sein ein

Atemholen. Das heißt: nicht nur eine Ruhepause, sondern ein Atemschöpfen aus der jenseitigen Welt. Aus der Welt, in der wir leben und uns bewegen, vielleicht ohne es zu wissen, und mit der wir den Zusammenhang finden müssen, wenn unser Leben Sinn und Halt gewinnen soll.

Unsere Losung öffnet uns den weltweiten Gesichtskreis: er ist gekommen, Frieden zu verkündigen denen, die ferne waren, und denen, die nahe sind. Heute sind wir diejenigen, die nahe sind. Ich glaube, das ergreift uns wie eine Gewissensfrage: sind wir nahe? Und wenn gesagt ist, daß er gekommen ist Frieden zu verkündigen, — wissen wir überhaupt, daß wir mit Gott im Streit waren und vielleicht noch sind? Wissen wir, daß die Gleichgültigkeit, mit der wir unser Leben aufnehmen und unsere Ziele verfolgen, als ob das rein unsere Sache wäre, — daß das Sünde ist, Sünde gegen den Gott, der unser Herr sein will und unser Leben für sich zu beanspruchen ein Recht hat? Daß wir deshalb dankbar sein müssen, wenn dieser Gott uns seinen Frieden schenkt?

Darüber müssen wir uns klar sein, wenn wir im Ernst das Fest feiern wollen. Es ist nicht dazu bestimmt, nur weiche, sentimentale Gefühle in uns wachzurufen. Es soll uns Kraft geben. Aber die Kraft Gottes, die hier in uns einströmen will, verspürt nur der, der vorher es gelernt, sich unter Gott zu beugen. Dann spürt er den Frieden wie

etwas, was ihn hinaushebt über diese Welt und ihren Streit und ihm doch wieder Mut gibt, diesen Streit zu bestehen. Er hat Hoffnung. Was Gott angefangen hat, das vollendet er.

Brich an, du schönes Tageslicht,
erschein in deinem Purpurkleide!
Mit dir heb ich mein Angesicht
zum Quell des Lichtes und der Freude.
Ja, Herr, zeuch meinen Geist und Sinn
zu deinem Himmelslichte hin!

Röm. 5, 2: Wir rühmen uns der
Hoffnung der zukünftigen Herr-
lichkeit, die Gott geben soll.

Es tut uns gut, wenn wir in der gegenwärtigen Not, aus dem Druck, der auf uns lastet, den Blick hinausrichten auf das Ziel. Wir dürfen das nicht versäumen, sonst verliert unser Glaube alle Freude, er sinkt herab zur bloßen Ergebung. Mit stolzen Worten fängt unser Text an: „Wir rühmen uns der Hoffnung.“ Das Christentum will Stolz: so gewiß uns Gott Großes gibt — daß wir seine Kinder sollen heißen —, so gewiß will er auch, daß wir die Größe dieser Gabe im zitternden, im freudigen Stolz anerkennen. Und diesen Stolz wollen wir uns auch in unserer Demütigung von niemand rauben lassen. Wir haben einen Gott,

der zu uns hält, vor dem Wahrheit Wahrheit bleibt trotz aller Lügen der Menschen, und wir haben eine ewige Hoffnung, die uns niemand nehmen kann. Solcher Ausblick macht uns nicht schlaff, nicht unempfindlich gegen die Noth, weder die eigene noch die fremde. Wer wirklich Gott hat, der sieht ihn auch wirken und hört ihn, wie er uns selbst ans Werk ruft. Aber der Ausblick reißt uns heraus aus der Stimmung, die so oft über uns kommen will: es ist ja doch alles umsonst, die Lüge und die Gemeinheit ist das Stärkere. Das mag für eine gewisse Zeit gelten, Gott sieht oft lange zu. Was sind für ihn hundert Jahre? Ein Augenblick. Aber Gott ist doch nicht so auf's Große aus, daß nicht jeder einzelne von uns doch bei ihm in Rechnung käme. Jeden einzelnen beachtet er. Keinen, der zu ihm hält, läßt er untergehen, für jeden hat er ein Höchstes an Herrlichkeit bereit. Das erst ist die rechte Geduld, die von dieser inneren Freude durchglüht ist. Sie möge Gott uns schenken!

† Nun lob, mein Seel, den Herren,
was in mir ist, den Namen sein,
sein Wohlthat tut er mehrten;
vergiß es nicht, o Herze mein!
Hat dir dein Sünd vergeben
und heilt dein Schwachheit groß,
errett dein armes Leben,
nimmt dich in seinen Schoß,

mit Trost dich überschüttet,
 verjüngt dem Adler gleich.
 Der Herr schafft Recht, behütet,
 die leiden in fein'm Reich.

Psalm 122, 7: Es möge Friede
 sein in deinen Mauern und Glück
 in deinen Palästen!

„Friede in deinen Mauern!“ Wenn wir es uns recht überlegen, denken wir nicht daran bloß, daß der Feind jetzt auf unserm Boden steht. Wir denken an den Frieden in unseren eigenen Mauern, den Frieden in unserem Volk. Werden sie durchhalten? Jetzt ist die Probe, ob unser Volk innerlich eine Einheit wird. Daran müssen wir immer denken. Wir sind ein fleißiges, ein schaffensfreudiges Volk; aber es fällt uns das Sineinanderfügen schwer. Der Neid spielt vielleicht eine große Rolle. Es fällt uns schwer, anzuerkennen, daß ein anderer es besser kann. Wir tragen alle Mitschuld. Wir, die akademischen Kreise, auch. Das ist zu bedenken auch bei der Spende. Ich habe den Gedanken aufs lebhafteste begrüßt und möchte ihn unterstützen. Aber vergessen wir nicht: es ist viel Mißtrauen zu besiegen. Was sich so tief eingefressen hat, wie das Mißtrauen gegen den geistigen Arbeiter, das ist nicht so rasch aufzulösen. Nur in geduldiger Arbeit kann es gelingen. Daß wir selbstlos für andere da sein wollen, das ist

not. Es muß heißen: je höher gebildet, desto weniger eingebildet; desto mehr bereit, anderen zu dienen. Desto weniger etwas für sich haben wollen.

Daß wir das lernen und so helfen, daß Friede in unsern eigenen Mauern werde, darauf beruht das Glück unseres Volkes. Unser Textwort nennt das: „Glück in den Palästen.“ Wir legen heute einen andern Maßstab an. Wir sagen lieber: Glück in den Hütten. Wir sagen nicht: das größte Glück für die möglichst große Zahl. Wir wünschen ein solches Glück, daß auch der letzte dabei nicht vergessen wird. Das ist unser Ziel, für das uns Gott diese Tage segnen möge.

† Wenn wir in höchsten Nöten sein
und wissen weder aus noch ein,
und finden weder Hilf noch Rat,
ob wir gleich sorgen früh und spät:

so ist das unser Trost allein,
daß wir zusammen insgemein
dich anrufen, o treuer Gott,
um Rettung aus der Angst und Not.

Sacharja 10, 7b: Ihre Rinder
sollen's sehen und sich freuen, daß
ihr Herz am Herrn fröhlich sei.

Ein Text für diese Tage. Wie der unglückselige Waffenstillstand und vollends der Friede geschlossen wurde, hat mancher gedacht: es ist nur

vorübergehend; wir Älteren werden es nicht mehr sehen, aber unsere Kinder sollen es sehen. Einstweilen ist bei vielen der Zweifel gekommen: werden es wirklich die Kinder sehen?

Für solche Schwäche gibt uns der Text einen Trost, wenn wir ihn recht verstehen. „Daß ihr Herz am Herrn fröhlich sei.“ Sacharja denkt daran, daß das dann sein werde, wenn der große Umschwung eingetreten ist. Aber wer erst dann am Herrn fröhlich ist, der ist in Wahrheit nicht an ihm fröhlich, sondern an der Wendung, und er ist Gott nur dankbar, wenn er hilft in der Not. Für ihn ist Gott ein Gott, den man gerne anruft in der Not, dem man auch dankt, wenn er das Erbetene getan hat, aber um den man sich sonst nicht mehr kümmert. Im Ernst hinterdrein fröhlich sein in dem Herrn kann nur der, der jetzt schon in ihm fröhlich ist.

Kann man das? Heißt das nicht, sich aus der traurigen Gegenwart in eine Traumwelt flüchten? Nein, so wäre der Glaube noch nicht richtig. Über dieses Unglück selbst sollen wir fröhlich sein in dem Herrn. Kann man das? Gewiß! Es ist ein Kreuz! Aber für das Kreuz selbst können wir danken. Es ist eine Zuchtrute. Wir fassen es nur richtig, wenn wir begreifen, daß es für uns nötig ist. Dann können wir danken: es bringt manches Geschwür zum Ausbrechen, es heilt uns, es stählt uns. Wenn wir es bestehen,

ist es uns ein Segen, es macht uns stärker, bringt uns näher zu Gott. So wollen wir fröhlich sein im Herrn.

† In dich hab ich gehoffet, Herr!
 Hilf, daß ich nicht zu schanden werd
 noch ewiglich zum Spotte.
 Das bitt ich dich:
 Erhalte mich
 in dir, dem treuen Gotte!

Matth. 8, 26: Da sagt Jesus zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?

Wir durchleben Schicksalsstunden und wissen, daß daraus Schicksalswochen werden! Wir wissen: der rasche Entschluß, der rasche Zorn ist leicht entfacht! Aber dabei zu bleiben, das ist schwer, — dann dabei zu bleiben, wenn die Sache langweilig wird. Das ist es, was uns furchtsam macht. Wird unser Volk diese Probe bestehen?

Die Losung hält uns entgegen das Wort „Ihr Kleingläubigen“. Da ist die erste Frage: haben wir ein Recht zu glauben, daß Gott unsere Sache führt? Wir wissen es seit dem Kriege: es kann Gott gefallen, trotz unseres guten Rechts, uns fallen zu lassen. Das ist es, was viele kleingläubig macht. Haben wir aber deshalb Grund, unser Vertrauen auf Gott fahren zu lassen? Nein, da erst recht nicht! „Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr

nicht.“ Was sind Jahre, was sind ganze Geschlechter, was sind ganze Völker vor ihm, der mit Ewigkeiten rechnet! vor ihm, dessen Pläne auf ganz andere Verhältnisse eingestellt sind! Er mag es wenden in einem Augenblick, wenn es für ihn Zeit ist. Die Hauptsache ist, daß wir „Glauben“ haben.

Wirklich Glauben haben, nicht bloß den sogenannten unbeugsamen Willen, nicht bloß die sogenannte unerschütterliche Standhaftigkeit. Unbeugsam ist kein menschlicher Wille. Es kommt einmal ein Augenblick, wo auch ein stählerner Wille zerbricht. Das allein Unbeugsame ist der Glaube. Er gibt die Gewißheit, daß ein anderer die Sache führt. Und daß er sie durch uns führt. Er führt sie, der uns brauchen kann bis zum Äußersten, der uns das Härteste auferlegen kann. Und wir sind doch bei ihm geborgen. Selbst wenn wir fallen, wir sind bei ihm und bleiben bei ihm. So bitten wir: Herr, stärke uns den Glauben.

† Ob sich's anließ, als wollt er nicht,
 laß dich es nicht erschrecken;
 denn wo er ist am besten mit,
 da will er's nicht entdecken.
 Sein Wort laß dir gewisser sein;
 und ob dein Fleisch sprach lauter Nein,
 so laß doch dir nicht grauen!

Jes. 49, 25: So spricht der Herr:
 Nun sollen die Gefangenen dem
 Riesen genommen werden und der
 Raub des Starken los werden:
 und ich will mit deinen Haderern
 hadern, und deinen Kindern helfen.

Das Wort klingt wie auf den Tag berechnet: Befreiung der Gefangenen, Erlösung wird heißen. Und doch zögern wir, es uns anzueignen und es wie eine Weissagung zu behandeln. Wir wissen, wie lang das Volk, dem es galt, hat warten müssen, bis es sich erfüllte, und wir haben in den letzten Jahren selbst reichlich gelernt, in allen unsern Hoffnungen immer nüchtern zu sein. Die alte Christenheit, Jesus selbst, hat aus solchem Gefühl heraus unser Wort ins Geistliche umgedeutet, und wir wollen uns dadurch mahnen lassen: äußere Befreiung nützt uns nichts, wenn wir nicht im Innern von unseren Gebundenheiten los werden.

Es gibt Gefangenschaften, die uns so in unser eigenes Ich hinein knechten, daß wir nicht hinaus, nicht zueinander kommen können. Ein tiefes Mißtrauen hält die Stände gegeneinander in Banden. Diese Fesseln müßten zuerst gesprengt werden, wenn wir frei werden sollen. Und wie werden sie gesprengt? Vertrauen erweckt man nur, indem man Vertrauen entgegenbringt, auch wenn es oft genug getäuscht wird; Liebe erweckt man nur, indem man

sie immer entgegenbringt, auch wenn man oft genug getäuscht wird und sie nicht mit Dank, sondern mit Undank belohnt wird. Einmal muß das Gute siegen, wenn man nur nicht müde wird. Denn Vertrauen und Liebe, das sind Gotteskräfte, denen nichts auf die Dauer widerstehen kann. Wir glauben daran: auf dem Boden im Menschen, er sei wie er sei, ist doch etwas, verdeckt, zugeschüttet, gefangen, von ihm selbst verleugnet, was sich nach Befreiung, nach Liebe, nach Gemeinschaft sehnt. Und es kann befreit werden. Auf den Tag sollen wir hinarbeiten.

† O Durchbrecher aller Bande,
der du immer bei uns bist,
bei dem Schaden, Spott und Schande
lauter Lust und Himmel ist,
übe ferner dein Gerichte
wider unsern Adamsinn,
bis uns dein so treu Gesichte
führet aus dem Kerker hin.

Jes. 59, 21: Und ich mache solchen Bund mit ihnen, spricht der Herr: Mein Geist, der bei dir ist, und meine Worte, die ich in deinen Mund gelegt habe, sollen von deinem Munde nicht weichen, noch von dem Munde deines Samens und Kindeskindes, spricht der Herr, von nun an bis in Ewigkeit.

Wir haben gestern ein in aller Trauer erhebendes Fest gefeiert, und wir meinen es in unserem

Volk überhaupt zu spüren, daß ein Neues beginnen will. Wir freuen uns von Herzen über diesen neuen Geist: wenn die Gemeinschaft, das Brüderlichkeitsgefühl in unserm Volk wächst, so ist das ein Zeichen, daß wir doch noch nicht am Ende sind. Aber wir wollen dabei auch hören, was unser Text sagt: „Das ist der wahre Bund, mein Geist und meine Worte!“ Alle Begeisterung verfliegt wie Schaum, wenn sie nicht aus Gottes Geist und Gottes Wort fließt. Wir haben das erlebt im August 1914. Wie gehoben waren wir, und wie rasch ging es vorüber! Der neue Geist, der jetzt werden will, muß Tiefe haben! Er gewinnt sie nur, wenn er aus Gott kommt. Völkerschicksale wie das Leben des einzelnen sind in seiner Hand! Und nur das kann dauern, was in seinem Sinn gewollt ist.

Was ist das? Ist es ein Verzicht auf Ehre, auf Würde, auf Kraft, so wie sich manche die Bergpredigt schwächlich auslegen? Nein, denn das wäre allzu bequem. Gott gibt dem Volk und dem einzelnen seine besonderen Gaben — nicht bloß Kräfte des Erkennens, sondern des Wollens —, damit er sie gebraucht. Aber was meint er dann mit dem Gebrauchen? Er meint dienen! Der Stärkere ist dazu da, daß er dem Schwachen hilft. Das ist der Sinn der christlichen Liebe! Das darf man auch im Streit nicht vergessen, auch nicht in der Begeisterung. Ein Volk soll dem anderen mit seinen Gaben dienen. Daraus folgt kein Unter-

drücken, aber auch keine Schwächlichkeit. Das fordert eine ständige Selbstreinigung. Aber wo diese recht geübt wird, ist sie eine Erhöhung der Kraft.

† Kommt, ach kommt, ihr Gotteskinder
und erneuert euern Bund;
schwöret unserm Überwinder
Lieb und Treu von Herzensgrund.
Und wenn eurer Liebeskette
Festigkeit und Stärke fehlt,
o so flehet um die Wette,
bis sie Jesus wieder stählt.

Jes. 41, 4: Wer tut's und machet's
und ruft alle Menschen nach-
einander von Anfang her? Ich
bin's, der Herr, beide, der Erste
und der Letzte.

Wir sind im Begriff, ein Semester abzuschließen. Da hebt uns die Losung auf die höchste Höhe der Betrachtung und heißt uns, was wir gearbeitet haben und was wir geworden sind, im Licht des Ewigen messen. „Ich bin der Erste und der Letzte.“ Er ist der Erste: von ihm stammt unser Dasein und alle Kraft unseres Wirkens; und er muß der Letzte sein: der, zu dem alles im Dank wieder zurückkehrt. Er hat „die Menschen nacheinander gerufen“, er hat auch uns gerufen. Das heißt, er hat uns nicht nur ins Dasein gerufen, sondern auch gerufen an die Stelle, an die Pflicht, in der wir

stehen. Denn auch alle die Verkettungen, durch die sich das vermittelte, sind sein Werk.

Was bedeutet das jetzt für uns? Nicht nur, daß wir klein sind. Das ist freilich das Erste, dessen wir uns bewußt bleiben müssen und woran wir uns erinnern müssen, — gerade dann, wenn wir glauben etwas geleistet zu haben. Sondern es bedeutet auch das Umgekehrte, wie wichtig gerade dieses Kleine doch ist. Es ist mit ein Steinchen in einem Plan, der von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht. Und für uns kommt es darauf an, welcher Art unser Steinchen ist, und wie wir es gesetzt haben. War es uns zum Heil, was wir erarbeitet haben? Sind wir dadurch innerlich freier und reicher geworden? Oder war es nur ein Ballast, etwas, was uns jetzt drückt oder verflagt?

Aber das ist nicht das Letzte. Was wir getan haben, das ruht in Gott. Er kann es machen und wenden, wie er es will. Er lohnt auch Kleines und wendet vieles gut, was wir töricht gemacht haben. Das hebt uns hinaus über uns selbst. Ihm sei die Ehre und der Dank auch für diese nun hinter uns liegende Spanne.

† Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet,
 der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet.
 In wieviel Not
 hat nicht der gnädige Gott
 über dir Flügel gebreitet!

Psalm 146, 5: Wohl dem, des
Hilfe der Gott Jakobs ist, des
Hoffnung auf dem Herrn, seinem
Gott, stehet.

Wir stehen unter zwei großen Eindrücken. Einmal wir sind in ein neues Semester eingetreten, wir rüsten uns zu neuer Arbeit, und wir wissen, wie viel darauf ankommt, daß wir die Arbeit im rechten Geiste tun. Und wir stehen unter dem Eindruck des Furchtbaren, das sich eben im Ruhrgebiet ereignet hat: unsere Brüder sind es, die dieses Entsetzliche leiden. Da mag unser Text uns eine Stärkung sein.

Aber — ich denke, wir haben seit dem Krieg wohl gelernt, solche Texte anders zu lesen. Was heißt das: die Hoffnung auf Gott setzen? Heißt es bloß: denken, nun ja, er wird's schon machen, — und im übrigen seiner Wege gehen, ohne sich groß um die Dinge zu kümmern? So haben wir es vielfach im Krieg gemacht, und das war mit unser Verderben. Wahres Gottvertrauen sieht sehr anders aus. Gott in einer Sache vertrauen heißt zunächst, sich sehr ernsthaft um sie kümmern, sie sich sehr ernsthaft zu Herzen gehen lassen. Wäre es nicht Torheit, Gott zuzumuten, daß er sich um sie kümmert, wenn wir das nicht für nötig halten? Bloß dann haben wir ein inneres Recht, in einer Sache Gott anzurufen, wenn sie uns wirklich ernsthaft nahe geht. Und wiederum aber dann, was

ist: die Hoffnung auf Gott setzen? Heißt es, geschwind ein Gebet sprechen, einen Gedanken, einen Seufzer daran wenden, daß Gott helfen möge? Wenn es so ist, so ist es in den Wind geredet. Nein, es heißt: so ständig Gott im Herzen haben, daß man ganz unwillkürlich bei allem, was man tut, ihn gegenwärtig, ihn hinter sich, über sich, vor sich fühlt. Dann ist es ein Lebenszusammenhang mit Gott, — er ist ein Teil unseres Lebens. Dann spürt man die Kraft, aber auch die Mahnung, und erfährt die Reinigung, die von dort ausgeht. Wohl dem, der so seine Hoffnung auf Gott setzt. Er mag getrost allem entgegengehen.

† Selig, ja selig ist der zu nennen,
 des Hilfe der Gott Jakobs ist;
 welcher vom Glauben sich nicht läßt trennen
 und hofft getrost auf Jesum Christ.
 Wer diesen Herrn zum Beistand hat,
 findet am besten Rat und Tat.
 Halleluja, Halleluja.

Joh. 14, 14: Was ihr bitten werdet
 in meinem Namen, das will ich
 tun.

Wir rüsten uns auf Pfingsten, auf das Fest des Heiligen Geistes. Und wir wollen das Fest zu einem Segen für uns machen. Aber kommen uns dabei nicht im stillen zwei Fragen: zunächst, wissen wir eigentlich, was der Heilige Geist ist?

Wissen wir es aus eigener Erfahrung? Und dann: wünschen wir uns wirklich den Heiligen Geist?

Gewiß, wir wissen es aus Büchern, was der Heilige Geist ist, wir wissen, was die Urchristenheit darunter verstanden hat, — aber wissen wir es auch aus eigener Erfahrung? Was heißt, den Geist haben? Es heißt, mit Gott eines Sinnes sein und sich dadurch so gehoben fühlen, daß man nichts Herrlicheres kennt, als in seinem Sinn in dieser Richtung, die er will, gehen wollen. Wie kommt man dazu? Dadurch, daß man die Güte Gottes erkennt und fühlt. Es gehört vor allem ein dankbarer Sinn dazu, um sich so mit Gott zu finden. Man muß dankbar sein können, auch für ein Leben, das voller Beschwerde ist, dankbar sein können für die Gnade, und sich nicht umstimmen, umwerfen lassen durch die Beschwerde, die Mühen, die er uns auferlegt, sondern merken, daß das auch Gaben sind oder werden können, durch die er uns weiterbringt.

Aber sagt das nur unsere Einbildungskraft oder sagt es auch unser Herz? Wünschen wir es aufrichtig, diesen Geist zu haben? Vielleicht gibt es Gründe, warum wir ihn uns nicht wünschen. Er heißt im Kirchenlied: „der teuer werte Gast“. Aber der Gast kann, wenn er da ist, auch recht unbequem werden. Immer im Geist Gottes handeln wollen, geht nie ohne viel Selbstüberwindung. Ein Stück dessen, was man haben und wünschen möchte, muß

geopfert werden. Und doch: dies einmal versuchen, heißt auch erfahren, daß die Schrift nicht umsonst vom Geist der Freiheit redet. Man wird, wenn man diesem Drang folgt, den irdischen Drang los; man hat ein Gefühl, als ob man wüchse, hineinwüchse in Gott. Diese Probe wollen wir bestehen. Zu dem Entschluß segne uns Gott das Fest.

† Zeuch ein, laß mich empfinden
und schmecken deine Kraft,
die Kraft, die uns von Sünden
Hilf und Errettung schafft.
Entsünd'ge meinen Sinn,
daß ich mit reinem Geiste
dir Ehr und Dienste leiste,
die ich dir schuldig bin.

Offb. 2, 10: Sei getreu bis an
den Tod, so will ich dir die Krone
des Lebens geben.

Ein geistreicher und ernsthafter Mann hat es unlängst bemerkenswert gefunden, daß man heutzutage, wenn man die sittlichen Pflichten aufzählt, die Treue regelmäßig vergißt. Eine Verpflichtung, die dauert, eine persönliche Verpflichtung kennt man nicht mehr. „Der moderne Mensch ist Egoist.“ — Kann man nicht dasselbe, daß es unbekannt und vergessen ist, auch von dem andern sagen, wovon der Text redet? „Bis an den Tod.“ Mit dem Tod rechnet man ernsthafter, er ist seit dem Krieg

jedem einzelnen unter uns nahegerückt. Aber, wenn dann der Text fortfährt: „die Krone des Lebens“, wie vielen ist das unverständlich geworden! Während des Kriegs ist bei vielen die Stimmung hochgekommen, daß man den Tod überwand, indem man sich zur Gleichgültigkeit gegen das Leben erzog. Nach dem Krieg haben viele die doch nie zu stillende Neugier bezüglich des Jenseits in allerlei Geheimwissen zu befriedigen gesucht. Deshalb hat der Text uns heute etwas zu sagen.

Treue schulden wir Gott! Das heißt zunächst: unser Verhältnis zu Gott muß ein persönliches Verhältnis sein. Wir stehen nicht zu einem „Etwas“ im Verhältnis, nicht zu einem Unbekannten, sondern zu einem Gott, zu dem wir gehören, den wir kennen oder kennen sollten. Aber weiter, nicht umsonst mahnt es: gerade Treue! Das deutet darauf hin; es gibt Proben! Denn nur in solchen erprobt sich die Treue. Was für uns jetzt die Proben sind, davon brauchen wir nicht zu reden. Aber eins ist doch zu sagen: gerade die Gefahr, die für die Treue die schlimmste ist, lehrt uns die Gegenwart kennen. Das ist nicht die, daß man leidenschaftlich bricht, wohl aber die, daß man müde und stumpf wird. Man möchte zurückkehren ins Gewohnte. Aber damit betrügt man sich um das Beste. Lebendig soll das Verhältnis zu Gott bleiben, eben in der Reibung. Dann bewirkt es eine innere Verjüngung. Daran erinnert unser

Wort, indem es hinzufügt: „die Krone des Lebens.“ Wir sollen an Gott nicht nur festhalten, sondern ihn auch als die Kraft ansehen, die Kraft, aus der wir schöpfen dürfen. Er ist treu und lebendig; wir können in ihm leben, aber wir können es nur gleichfalls durch Treue, Treue, die den eigenen Willen hinopfern kann. Gerade das Abschütteln können gibt das Gefühl des Lebens.

† Gott ist und bleibt getreu,
 sein Herz bricht von Lieben,
 pflegt er gleich hie und da
 die Seinen zu betrüben.
 Er prüfet durch das Kreuz,
 wie rein der Glaube sei,
 wie standhaft die Geduld:
 Gott ist und bleibt getreu.

1. Joh. 2, 17: Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust“ — das ist ein Gefühl, das uns ganz anders nahe gerückt ist als vor dem Krieg. Im Krieg ahnten es so viele in unserem Volk nicht, daß wir zwischen Leben und Sterben standen. Jetzt wissen wir es: es handelt sich um Leben und Tod unseres Volks, und Bücher wie das vom Untergang des Abendlands bestärken viele in dieser Stimmung. Die Nichtigkeit, die Vergänglichkeit des Irdischen braucht

man heute dem Deutschen nicht mehr zu predigen. Aber vielleicht um so mehr die zweite Hälfte: es gibt etwas Beständiges in der Welt, den Willen Gottes, und wer sich an ihn hält, unterliegt dieser Vergänglichkeit nicht.

Gewiß, das ist zunächst ein Hinweis auf das Jenseits. Und wir wollen das nicht so abtun, wie es vor dem Krieg vielfach üblich war: wie wenn es schon Phantasterei wäre, sich mit einem Jenseits zu trösten. Nein, es ist uns ein Trost, daß es noch eine Welt über dieser Welt und eine Zukunft gibt, die über alle Zeit sich erhebt, und Bürger dieses Ewigen zu werden muß unser höchstes Ziel sein.

Aber heute vielleicht mehr als je müssen wir dabei auch an die Mahnung des Apostels denken: „Ich habe Lust abzuschneiden! Aber es ist nötig hierzubleiben um eurerwillen.“ Den Willen Gottes tun heißt: ihn da tun, wohin er uns gesetzt hat, in dieser Welt, in unserem Volk. Alles das wird vergehen, aber aus diesem Vergänglichen wächst doch das Ewige. Wir sollen den Willen Gottes tun, den Menschen, dem Geschlechte dienen, in das uns Gott hineingestellt hat. Wir sollen es tun unbekümmert um die Folgen, ohne uns dessen zu schämen, das uns im Vergänglichen aufgetragen ist; sollen es tun mit der Treue, der Wahrhaftigkeit, dem Gemeinschaftswillen, die es wissen: *charity begins at home!* Das ist Gottesglaube

und Gottvertrauen in unserem bitteren Schicksal. Sind sie recht, so kommt dabei auch ein Wille über uns. Dann erst kommt auch der Segen. Gläubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.

† So will ich zwar nun treiben
 mein Leben durch die Welt;
 doch denk ich nicht, zu bleiben
 in diesem fremden Zelt.
 Ich wandre meine Straßen,
 die zu der Heimat führt,
 da mich ohn alle Maßen
 mein Vater trösten wird.

1. Petr. 2, 3: Habt ihr nicht geschmeckt, daß der Herr freundlich ist?

Einen Vorwurf, eine Aufrüttelung enthält unser Text, eine Mahnung, die wir gerade jetzt brauchen können. Wir sind im Begriff, in Klagen, in Verzweiflung an unserem Volk unterzugehen und dadurch erst recht uns um unsere Zukunft zu betrügen. Haben wir dazu ein Recht? Ein Recht, alles bloß schwarz zu sehen? „Habt ihr nicht geschmeckt, daß der Herr freundlich ist?“ Wir haben es geschmeckt, trotz allem. Jeder einzelne hat es geschmeckt, trotz allem. Im Leben jedes einzelnen gibt es Wendepunkte, wo es ihm deutlich wird, daß ein Höherer über ihn die Hand hält. Es handelt sich nur um zweierlei, erstens darum, daß

man diese Hand überhaupt bemerkt, und zweitens darum, daß man sie nicht vergißt.

Es kommt darauf an, Gottes Hand über uns zu bemerken. Gott haben, Gott finden, heißt wirklich „wach sein“, sein eigenes Leben mit Bewußtsein führen. Achtet man darauf, so sieht man, wie leise Gott überall zurechtschiebt, — und (das muß jeder bezeugen) wie das scheinbar größte Unglück immer das größte Glück in sich barg. Das macht uns tief beschämt. Das ist das Schmecken der Freundlichkeit Gottes.

Aber ebenso wichtig ist es, daß wir nicht vergessen. Wir leben rasch, zumal jetzt. Aber wer nur von Tag zu Tag lebt, gelangt zu keiner Tiefe. Ebensovienig der, der scheinbar klug das eine ins andere rechnet und so sein Gleichgewicht erhält. Es wird das eine nicht aufgehoben durch das andere. Es bleibt wahr, er ist freundlich, auch wenn es nun anders kommt. Das ist Dankbarkeit: den Segen, den man empfang, über dem gegenwärtigen Leid nicht vergessen. Daraus kommt die Kraft des Ertragens; daraus kommt sie ganz anders als aus dem oberflächlichen Glauben, es müsse doch alles wieder einmal anders werden. Hier entspringt sittliche Kraft. Alle sittliche Kraft kommt aus der Dankbarkeit. Auf den Herrn können wir es wagen. Er wird es nicht anders meinen als bisher in unserm Leben. So wie wir ihn da kennen gelernt haben, so ist er, so bleibt er.

† Das kann mir fehlen nimmermehr,
 mein Vater muß mich lieben.
 Wenn er mich auch gleich wirft ins Meer,
 so will er mich nur üben
 und mein Gemüt in seiner Güt
 gewöhnen fest zu stehen;
 halt ich dann stand, weiß seine Hand
 mich wieder zu erhöhen.

Psalm 49, 8 und 9: Kann doch
 einen Bruder niemand erlösen noch
 ihn Gott versöhnen; (denn es kostet
 zu viel, ihre Seele zu erlösen; man
 muß es lassen anstehen ewiglich).

Ein erschütterndes Wort! In ihm ist enthalten
 die Vergeblichkeit aller menschlichen Anstrengungen
 um die Seele des andern und der Verzicht: man
 muß es lassen anstehen ewiglich. Erschütternd ist
 es für uns gerade in diesem Augenblick. Wir
 lechzen danach, daß in unserem Volke Gemein-
 schaft, Brüdergefühl entsteht, und sehen, daß immer
 wieder die alten Klüfte aufbrechen. Wir waren
 vor dem Krieg ein gespaltenes Volk und sind es
 jetzt wieder. Jetzt, wo wir den Zusammenhalt am
 nötigsten brauchen.

Sollen wir daran verzweifeln? Wir dürfen es
 nicht. Aber wir sollen bei uns anfangen, daß es
 anders werde. Vielleicht haben wir doch nicht alles
 getan, was möglich war. Ein Hindernis war
 Mangel an Menschenkenntnis. Was versteht die

Welt darunter? Sie meint, Menschenkenntnis sei es, die schlechten Eigenschaften der Menschen zu kennen oder sie überall zu vermuten. Das ging und geht durch alles durch. Heißt das wirklich den Menschen kennen? Sind die Menschen gut oder böse? Sie sind keins von beiden, denn sie sind nicht eindeutig. Aber das heißt auch: es schlummert in jedem Menschen heimlich etwas, das sich nach Erlösung sehnt. Und die christliche Liebe kann das aufstauen. Nur sie. Nur wer — anders als der Psalmist hier — weiß, daß wir alle zu Gott gehören, in Gott zusammengehören, kann die Geduld aufbringen und die Mittel aussinnen, die hiezu erforderlich sind. Geduld, Geduld haben miteinander, einander Vertrauen entgegenbringen, das ist es, was die Stunde fordert. Eins aber dürfen wir nicht vergessen, darin hat der Psalmist recht: das Beste, das Wichtigste können wir nicht tun. Auch im Bestgemeinten steckt immer etwas drin, was den andern stören kann. Aber es ist einer da, der auch das Schwache segnet. Der kann die Seelen erlösen und zusammenbringen.

† Brich herfür, brich herfür,
 Zion, brich herfür in Kraft,
 weil die Bruderliebe brennet;
 zeige, was der in dir schafft,
 der als seine Braut dich kennet.
 Zion, durch die dir gegebne Tür,
 brich herfür, brich herfür!

Eph. 5, 20: Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen unsers Herrn Jesu Christi.

In heutiger Stunde ein hartes Wort. Zu dem „für alles“ gehört auch unsere heutige Lage. Können wir für sie danken? Unser erstes Empfinden ist: nein! Das wäre eine Unwahrhaftigkeit! Unser Volk schwebt zwischen Leben und Sterben! Nicht bloß, was an der Ruhr sich ereignet, läßt uns so fühlen; wir sehen ein tägliches Sterben. Der Nachwuchs mangelt überall! Die grauenerregende Frage steht wirklich da: will Gott auch uns Deutsche sterben lassen? Die 60 Millionen sind keine Gewähr. Auch nicht die hohe Kultur. Gott hat Völker von höchster Kultur sterben lassen.

Und doch hängt alles daran, daß wir wie für alles, so auch dafür Gott danken lernen. Nur danken kann man in recht verschiedenem Sinn. Man kann so danken, daß man sich schlaff ergibt, daß man gleichgiltig wird gegen das Leid, daß man sich darüber hinwegsetzt. Das ist nicht der Sinn des Paulus! Man soll das Leid fühlen; dazu hat es Gott bereitet. Danken aufrichtig für das Leid kann man nur, wenn man auch darin eine Quelle der Kraft findet. Das gilt von jeder persönlichen Erfahrung. Aber nicht bloß im Sinne des Nietzsche-Worts: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Dann wäre es nur ein Weck-

ruf des Ehrgeizes. Vielmehr: in jedem Bitteren kommt Gottes Ernst uns nahe, — aber der Ernst, der uns sucht, der uns befreien, reinigen will. Eine Möglichkeit, eine Hoffnung steckt im Bitteren tief verborgen, ein Aufruf, der uns emporziehen will. Dafür Gott danken, das heißt den Gott suchen, der hart mit uns verfährt. Er ist doch auch unser Gott, ist der Gott, der niemandes vergift. Nur wer ihn in der Tiefe der Not gesehen hat, nur der kennt ihn ganz als den Allmächtigen und Heiligen. An der Furcht Gottes sich aufrichten, heißt: sich aufrichten. So wollen wir Gott für alles danken lernen. Sonst bleiben wir von ihm geschieden.

† Wunderanfang, herrlich Ende,
wo die wunderweisen Hände
Gottes führen ein und aus!
Wunderweislich ist sein Raten,
wunderherrlich seine Taten,
und du sprichst: Wo wills hinaus?

Apk. 7, 58: Sie steinigten Stephanus, der anrief und sprach:
Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!

Wir haben uns am letzten Sonntag an die beiden ersten evangelischen Märtyrer erinnert und wir taten es mit Ernst. Märtyrer! Jetzt eben bekommt Deutschland wieder seine Märtyrer, und wir haben das Gefühl, daß dies ein Segen werden müßte. Es taucht wieder etwas auf, was uns ver-

loren gegangen war: daß man den Mut haben muß, für seine Überzeugung zu leiden und zu sterben. Das war uns in den Friedensjahren verloren gegangen. Helden des Kampfes haben wir gehabt im Kriege zu vielen Tausenden; aber Männer, die auf ihrer Überzeugung beharrten, waren dünn geworden. Es war eine zweifelhafte Tugend geworden: ausweichen, klug rechnen, ob sich der Einsatz lohnt, bessere Zeiten abwarten. Das galt als das Richtige. Wir haben das gebüßt: als die Stunde solche Männer forderte, die für ihre Überzeugung einstanden, waren sie nicht da.

Aber heute gilt es für uns etwas viel Schwereres: das Bekenntnis zum Glauben. Es wird ein Druck auf die Religion gelegt, in Sachsen und Braunschweig, und das trotz der Wendung in der Weltanschauung: man versteht es noch nicht oder nicht mehr, wie man einer so längst widerlegten Sache wie dem Christentum immer noch anhängen kann. Da ist es *casus conscientiae*, ist es Zeit zu sagen, daß man sich am Christentum nicht schämt. Aber was heißt dies? Braucht man es bei jeder Gelegenheit auszusprechen? Nein, mehr ist es, still und sicher den Weg zu gehen, als ob es der selbstverständliche wäre, und beim Bekennen die Demut und die Liebe nicht zu vergessen. Die Demut: ein Stück Schuld liegt an uns selbst; der Troß erweckt wiederum den Troß. Die Liebe: was uns im Innersten beseelen müßte, wäre Mitgefühl.

Unser Herz müßte uns sagen: der Arme, der nichts weiß von jenem Hohen, vom Größten, von dem, was dem Leben Sinn gibt! Nur wo dies Empfinden mitwirkt — und das fühlt der andere heraus —, hat das Bekennen Wirkung. Warum also bleibt es unter uns eindrucklos? — Stephanus hat das Erbarmen mit den andern nicht versäumt, und das hat ebensolchen Eindruck gemacht, wie sein mutiges Zeugnis.

† Ich auch auf der tiefsten Stufen,
ich will glauben, reden, rufen,
ob ich schon noch Pilgrim bin:
Jesus Christus herrscht als König,
alles sei ihm untertänig;
ehret, liebet, lobet ihn!

Psalm 39, 8: Nun, Herr, wes
soll ich mich trösten? Ich hoffe
auf dich.

Wir durchleben jetzt entscheidende Stunden, die entscheidende Stunde für unser Vaterland. Von der Wendung, die jetzt die Dinge nehmen, hängt Leben und Sterben unsres Volkes ab. „Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich.“

Auf Gott nur können wir hoffen. Nicht auf unser Volk, geschweige auf irgend ein anderes Volk. Oft genug und lange genug haben viele von uns auf andere Völker gehofft. Haben gehofft, es müßte das Weltgewissen durchbrechen. Sie sind immer grausam enttäuscht worden. Der

sittliche Stand der Menschheit hat sich mit dem 20. Jahrhundert nicht gehoben, trotz aller Erfindungen und aller Fortschritte der Kultur. Und auch in unserm eigenen Volke, — wie viel Risse, wie viel Gegeneinander, wo wir alle zusammenstehen sollten! Nein, wenn wir Trost, wenn wir Hoffnung suchen, so können wir nur bei Gott suchen. Es tut jedem Menschen gut, wenn er einmal Lagen erlebt, wo ihm alles zerbricht, was ihm vorher eine Stütze gewesen war. Das sind, so schrecklich sie sind, doch die wahren Gnadenstunden, die Stunden, in denen der echte Glaube geboren wird. Wohl dem, der sie recht benützt: das heißt, wohl dem, der da nicht in ihnen an Gott irre wird, sondern sie als das nützt, was sie sind, als die Stunden, wo ihm Gott ganz besonders nahetritt. Denkt man daran, so erlebt unser Volk jetzt auch seine Gnadenstunde, die Stunde, wo es sich darüber klar werden muß, was es für seine Stärke hält. Gebe es Gott, daß unser Volk so die Bedeutung der Stunde erkennt. Das muß unser Gebet und unser Ringen sein. Dann dienen wir auch unserm Volk am besten.

† Wie Gott mich führt, so geb ich mich
in seinen Vaterwillen.
Scheint's der Vernunft gleich wunderbar,
sein Rat wird doch erfüllen,
was er in Liebe hat bedacht,
eh er mich an das Licht gebracht;
ich bin ja nicht mein eigen.

Utg. 3, 24: Alle Propheten von Samuel an und hernach, wie viel ihrer geredet haben, die haben von diesen Tagen verkündigt.

Unwillkürlich unterschieben wir diesem Wort die Erfahrungen, die wir heute machen. Wir lesen heute die Propheten, Amos, Hosea, Jeremia, mit andern Augen als früher. Früher war uns alles so fremd, jetzt ist uns alles ganz nah. Sie sprachen in einem Volk, das zwischen übermächtigen Nachbarn eingeklemt war. Auf ihnen lastete wie auf uns die Frage: wird dieses Volk bestehen bleiben? Und sie predigten mit aller Kraft die Wahrheit: was ein Volk aufrecht erhält, ist zuletzt allein die sittliche Kraft. Dort fanden sie den schweren Schaden, das, was dieses Volk dem Untergang zutreibt. Die einfachen Dinge: Recht, Wahrhaftigkeit, unparteiisches Gericht, Schonung, Rücksicht auf den Schwachen, — die haben aufgehört. Darum ist dies Volk kein Volk, keine innere Gemeinschaft, keine Einheit mehr. Und das Unheil geht noch tiefer. Die strenge Gottesfurcht hat nachgelassen. Der weiche, der bequeme, der üppige Gottesdienst der Fremden paßt dem Volk besser als der ernste, einfache von ehedem. Bleibt es so — dann gibt es kein anderes Ende, als das Gericht. Gott selbst zertrümmert das Volk und nimmt ihm seine Heimat. So ist es ein ewiges Gottesgesetz.

Vollendet sich das auch an uns? Sind wir auch dazu reif? Wie viele Zeichen der inneren Auflösung nehmen wir bei uns wahr? Wir können nicht viel ausrichten. Dennoch, wer ernstlich will, kann mehr tun, als er glaubt. Er darf sich nur nicht mitreißen lassen. Mit gutem Grund haben die Propheten an das Einfachste erinnert: Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Hilfsbereitschaft. Wieviel Gelegenheit gibt sich dazu: jeden Tag, auf jedem Weg, bei jeder Fahrt. Ein Kern kann das Volk retten. Das war der Glaube der Propheten. Möchten wir zu diesem Kern gehören!

† Ach komm wie zu der Väter Zeit,
 ein Feuer anzuzünden,
 daß wir im Frieden und im Streit
 fest auf dein Wort uns gründen!
 Ein frommes Volk, das dir vertraut
 und dir zum Tempel sich erbaut
 zu deines Namens Ehre.

Jes. 56, 8: Der Herr, Herr, der die Verstoßenen aus Israel sammelt, spricht: Ich will noch mehr zu dem Haufen, die versammelt sind, sammeln.

Wir stehen wieder am Ende eines Semesters. Und diesmal fragen wir uns nicht zuerst: was haben wir vor uns gebracht? sondern: wie werden wir uns wiedersehen? In welcher Lage wird unser Vaterland sein?

Unser Text sagt uns ein Trostwort. Einst haben wir das anders verstanden. Wie klang es auf der Edinburger Konferenz! „In diesem Geschlecht muß die Welt christlich werden.“ Der Krieg hat auch diese Hoffnung zertrümmert. Unser Treitschke redete gern von der unerbittlichen Wahrhaftigkeit des Kriegs. Der Krieg hat zu Tage gebracht, wie wenig die Völker, die sich christlich nennen, tatsächlich christlich sind. So viel Lüge, so viel Heuchelei, so viel erbarmungsloses Ausnützen und Verfolgen des eigenen Vorteils, wie wir es erfahren, wäre uns vor dem Krieg nicht denkbar gewesen. Falsch aber ist es zu sagen: das Christentum habe Bankrott gemacht. Das Christentum kann nie Bankrott machen. Es steht in der Hand desjenigen, der die Wahrheit ist, und dessen das Reich und die Kraft ist. Und wir glauben an eine unsichtbare Kirche. Wir glauben an die sieben-tausend, die doch immer übrig geblieben sind unter allen Völkern. Und wir glauben auch, was unser Text sagt, daß dieser Haufe sich noch mehren wird. Es war und es ist wohl notwendig, daß ein solches Gericht über die Völker kam. Sie müssen lernen, wohin der Geist des bloß Verdienenwollens führt. Vielleicht, daß dann einmal der Ekel und die Scham darüber unter ihnen durchbricht. Ob plötzlich, ob langsam, ob öffentlich oder in der Stille, das wissen wir nicht. Aber Er treibt sein Werk auch jetzt. Er arbeitet an den Herzen und Ge-

wissen. Er wird sein Reich aufrichten und mehrten. Trotz allem. Den Glauben und die Demut dürfen wir uns nicht rauben lassen.

† Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
 der du der Welten Heil und Richter bist,
 du wirst der Menschheit Jammer wenden,
 so dunkel jetzt dein Weg, du Heil'ger, ist.
 Drum hört der Glaub nie auf, zu dir zu flehn,
 du tust doch über Bitten und Verstehn.

1. Mos. 12, 2: Ich will dich segnen,
 und du sollst ein Segen sein.

In einer schicksalschweren Stunde beginnen wir unsere Morgenandachten wieder. Wir alle fühlen es, daß es sich diesmal um das Allerletzte handelt: geht es ganz bis in den Abgrund oder beginnt nun der Morgen zu tagen? Merkwürdig klingt uns da unsere Lösung entgegen. Das Wort ist gerichtet an einen Großen in der Religion: er soll mit seinen Gaben ein Segen sein. An einen Großen! Wie haben wir uns im Kriege gesehnt nach einem wirklich großen Mann, nach einem Bismarck, und wie sehnen wir uns jetzt erst recht nach ihm! Gewiß, es wäre eine Rettung, die Rettung vielleicht, wenn uns jetzt ein Großer geschenkt würde. Aber vergessen wir nicht, daß ein Großer eine Seltenheit ist, und daß er nur dem Volk gegeben wird, das seiner wert ist. Wie viele Völker haben in der höchsten Not geschrien nach einem großen

Mann, und er kam nicht. Hinter dem allzu lauten Verlangen nach einem großen Mann steckt immer ein Stück Bequemlichkeit. Man möchte die Last, die man selbst tragen sollte, abwälzen auf einen andern, man scheut die Anstrengung, die man selbst machen müßte, und man sieht die Gaben nicht, die man selbst hat. Jedem von uns gilt das Wort: jeder ist gesegnet. Er ist gesegnet, wenn ihm sein Glaube, sein Christentum ein lebendiger, wirklicher Besitz ist. Er ist gesegnet vor vielen Millionen, wenn es ihm zuteil wurde, daß er der Wissenschaft sich widmen durfte. Er ist gesegnet, wenn ihn die Nahrungssorge nicht ganz so drückt, wie jetzt den größeren Teil unseres Volkes. Dann gilt aber auch das andere: du sollst ein Segen sein. Du! Warte nicht erst auf einen anderen. Du tu es in deinem Teil. Du hast genug Gelegenheit, wenn du dich um dich selbst und um die andern kümmerst. Schäme dich nicht, entschieße dich, ernsthaft nach deinen Grundsätzen zu leben, den Gewinn nicht da zu suchen, wo es damit unverträglich ist, auch wenn du deshalb für dumm giltst; statt dessen zu helfen, gerne zu helfen, wo du helfen kannst. Bemühe dich zu zeigen, daß man auch in der Bedrängnis, ja da erst recht, an seinem Gott sich halten kann, dann wirst du ungesucht ein Segen. So wandelt sich, reinigt sich ein Volk.

† Der Glaube ist ein Licht
im Herzen tief verborgen,

bricht als ein Glanz hervor,
 scheint als der helle Morgen,
 erweist seine Kraft,
 macht Christo gleich gesinnt,
 verneuert Herz und Mut,
 macht uns zu Gottes Kind.

Hebr. 11, 16: Gott schämet sich
 ihrer nicht, zu heißen ihr Gott.

Das Wort ist eins von denen in der Bibel, die geeignet sind, uns, wie man sagt, den Kopf zurechtzusetzen. Es kündigt uns die Adventsbotschaft und bringt sie auf den Ausdruck: „Gott schämt sich nicht, zu heißen ihr Gott.“

Gott „schämt sich“ unser nicht! Wie oft haben wirs gemeint, wie oft meinen wirs noch, daß wir uns an unserm Gott schämen müßten. Wenn er nicht gleich mit Blitz und Donner dreinfährt, wo ein Unrecht in der Welt geschieht, wenn er nicht sofort unserer guten Sache zum Sieg verhilft, dann fangen wir an mit Gott zu hadern, fangen wir an, uns unseres Gottes zu schämen, der so gar nicht handelt, wie er es eigentlich müßte. Unser Text stellt uns vor die ernsthafte Frage: ist es nicht eigentlich so, daß Gott sich vielmehr an uns schämen muß? Verdienten wir es, daß er sich um uns bemüht? Stehts hier nicht ebenso wie beim Evangelium? Wir denken manchmal, wir müßten am Evangelium uns schämen. Wir meinen vielleicht, wir tun unsrerseits etwas Großes, wenn wir uns

an dem Evangelium nicht schämen. Aber die Frage ist, ob das Evangelium sich nicht an uns schämen muß. Das Evangelium ist etwas Wundervolles, Großes; aber wie sehen wir daneben aus, die wir dieses Evangelium als lebendige Zeugen in unserem Leben der Welt verkündigen sollten? Mit dieser Frage gilt es anzufangen, wenn man Gott, wenn man das Evangelium recht verstehen will. Dann empfindet man erst die Tiefe unseres Worts. Er hätte wirklich alle Ursache, sich unser zu schämen; aber das ist das Große, daß wir von einem Gott wissen dürfen, der sich trotzdem unser nicht schämt. So sind wir in der rechten Stellung gegenüber Gott. So vergessen wir es, ihm Vorwürfe zu machen, aber so lernen wir, ihm auch recht vertrauen. Hat er sich unser nicht geschämt, so wird er uns weiter führen.

† Liebe, die du mich erkoren,
 eh als ich erschaffen war;
 Liebe, die du Mensch geboren
 und mir gleich wardst ganz und gar:
 Liebe, dir ergeb ich mich,
 dein zu bleiben ewiglich.

Hebr. 12, 15: Sehet darauf, daß
 nicht jemand Gottes Gnade ver-
 säume.

Das Wort ist zunächst eine Mahnung, gerichtet an die Gemeinde im ganzen. Und wir mögen es uns so wohl zu Herzen nehmen. Wir sind mit-

verantwortlich für unsre Brüder. Wie viele sind heute in der Gefahr, ihren christlichen, ihren protestantischen Glauben zu verlieren: Leute, die das Evangelium nie gehört haben, die es nur entstellt gehört haben, denen anderes verlockend vorgemalt wird. Da drückt es uns der Text ins Gewissen. Wir sind alle mitschuldig daran: wir haben den Bruder nicht rechtzeitig gewarnt, wir haben vielleicht selbst ein leichtsinniges Wort gesprochen; es war nicht so schlimm gemeint. Aber wer weiß, wie das weiter wirkt. Ist noch niemand von Ihnen davor erschrocken, wenn er hinterher erfuhr, welche Wirkung eine unbedachte Rede von ihm gehabt hat?

Aber das Wort richtet sich noch viel mehr an uns: daß wir Gottes Gnade nicht versäumen. Es gibt Gnadenstunden, die so nicht wiederkehren. Und das Wichtige ist zu erkennen, daß sie jetzt da sind. Denn sie treten uns oft in merkwürdiger Form entgegen. Das deutsche Volk erlebt jetzt eine solche Stunde: die letzten Fragen des Menschenschicksals stehen täglich vor uns auf. Wehe, wenn unser Volk diese Gnadenzeit versäumte.

Aber hier muß eins noch deutlich gesagt werden. Es gibt auch im Alltag Gnadenstunden. Unmerklich bauen wir uns den ganzen Tag auf. Leise klopft den Tag über vieles bei uns an: ein Bild, das wir auf der Straße sehen, in der Stadtbahn sehen, ein Wort, vielleicht achtlos gesprochen, ein Gefühl das in uns aufsteigt, — lauter Dinge, die Eindruck

machen möchten, sich einbohren möchten. Ob wir ihnen nachgeben, davon hängt nicht nur der Gewinn des Tages, sondern oft das ganze innere Leben ab. Von da an ging es aufwärts oder abwärts. Sehet zu, daß niemand Gottes Gnade versäume.

Ja, mein Jesu, laß mich nie vergessen
meine Schuld und deine Schuld!
Als ich in der Finsternis gefessen,
trugest du mit mir Geduld;
hattest längst nach deinem Schaf getrachtet,
eh es auf des Hirten Ruf geachtet,
und mit teurem Lösegeld
mich erkaufte von dieser Welt.

Psalm 1, 6: Der Herr kennet den
Weg der Gerechten; aber der
Gottlosen Weg vergehet.

Wir haben in den letzten Jahren oftmals Anlaß zu der Frage gehabt, und keine Frage hat uns so gequält wie die: was hat es nun eigentlich genützt? Wie der Krieg zu Ende war, trat sie an alle, die sich freiwillig gemeldet hatten, die ihre Gesundheit, ihr Gold, ihr Vermögen geopfert hatten, heran — waren die nicht gescheitert, die nichts getan haben über das hinaus, was sie mußten? Und die nicht die Dummen, die mit Begeisterung das Ihrige preisgegeben haben? Und jetzt kehrt die Frage wieder beim Ruhrkampf. Waren die anderen nicht die Klügeren?

Immer wird's diesen Unterschied unter den Menschen geben. Der Text sagt uns, wohin wir als Christen uns zu stellen haben. „Der Herr kennt den Weg der Gerechten.“ Er kennt ihn nicht nur so, wie er alles weiß, sondern so, daß er zu ihm Ja sagt, ihn anerkennt. Und das ist etwas Großes, das ist das Wichtigste. Genau so wichtig wie das Wort: „Laß dir an meiner Gnade genügen.“ Sind wir sicher, daß der Herr unsern Weg kennt, dann brauchen wir uns an nichts zu schämen und nichts dabei zu bereuen. Dann war nichts umsonst. War es umsonst, wenn wir an einen Sieg geglaubt haben? Nein, das ist ein Weg in eine Zukunft. War es umsonst, wenn wir Opfer gebracht haben? Nein, damit haben wir es bezeugt, daß auch die irdische Freiheit des höchsten Opfers wert ist, daß sie uns mehr wert ist als Geld und Gut. Und wohl uns, wenn dieser Geist in der Jugend bleibt. Gott hat keine Freude an den klugen Rechnern, die sorgsam nur ihren eigenen Gewinn abwägen. Von denen gilt: „Sie haben ihren Lohn dahin,“ oder, wie es unser Psalmwort noch deutlicher sagt: „Der Weg der Gottlosen vergehet.“ Ihr Weg vergeht wie sie selbst auch. Aber wen Gott kennt, dessen Weg besteht, auch wenn der Mensch selbst darüber zugrunde geht.

† Sünd und Hölle mag sich grämen,
 Tod und Teufel mag sich schämen,
 wir, die unser Heil annehmen,
 werfen allen Kummer hin.

Zona 3, 10: Da Gott sah ihre Werke, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege, reuete ihn des Übels, das er geredet hatte, ihnen zu tun, und tat's nicht.

Wie wünschten wir, daß dies Textwort auf uns zuträfe: daß Gott sähe, daß unser Volk sich bekehrte! Wie hofften wir, daß dann auch das Zweite geschähe! Zwar nicht, daß es Gott reute, was er uns getan. Gott hat nichts zu bereuen. Er hat uns geschlagen, und er weiß warum. Aber wir wissen auch: Gott spricht nie sein letztes Wort. Was sind für ihn hundert Jahre? Er zerschlägt, um ein Neues zu machen. Werden wir in diesem Plane eine Rolle spielen? Das neue Jahr leitet vielleicht eine Weltwende ein, wie es nie eine solche gab, eine Wende auch der Religionen. An uns ist nur eines, das „Umkehren von unserm bösen Wege“.

Das Wort ist hart. Waren wir eigentlich „böse“? Wir waren gewiß nicht schlechter als andere Völker. Vielleicht besser! Und doch, eins hing uns an: das Wort „Sünde“ durfte man unter uns nicht aussprechen. Vollends der Gedanke einer „Sünde gegen Gott“ war uns entschunden! Gewiß, man gab zu: Unrecht gibt es. Betrug, Unwahrhaftigkeit, Feigheit — man hat Pflichten gegen den Nebenmenschen; aber gegen Gott? Daß schon Gleichgiltigkeit gegen Gott

Sünde ist, daß Mißtrauen gegen ihn Sünde ist, daß keine Religion haben eine Sünde gegen Gott ist, das war entschwunden. — Auch wo Religion da war, der Ernst fehlte in ihr. Fehlte er nicht auch im übrigen Leben? Nahmen wir den Krieg so ernst, wie wir mußten? Kam nicht das eine vom andern her? Wir waren sehr zufrieden mit uns. Daher war auch der Aufschwung zu Anfang des Kriegs nur ein Strohfeuer.

Das war der böse Weg: der Mangel an Ernst! Es kommt Gott wirklich etwas darauf an. Gott will gewisse Dinge ganz getan. Wir sollen Gott ernst nehmen und unser Leben ernst nehmen. Das ist der Weg der Umkehr. Das ist der neue Anfang im neuen Jahr.

† Herr, du wollest Gnade geben,
daß dies Jahr mir heilig sei,
und ich christlich könne leben
sonder Trug und Heuchelei,
daß ich noch allhier auf Erden
fromm und selig möge werden.

Luk. 17, 7–10: Welcher ist unter euch, der einen Knecht hat, der ihm pflüget, oder das Vieh weidet, wenn er heim kommt vom Felde, daß er ihm sage: Gehe alsbald hin und setze dich zu Tische? Ist's nicht also, daß er zu ihm saget: Richte zu, was ich zu Abend esse, schürze dich und diene mir, bis ich

esse und trinke; danach sollst du auch essen und trinken? Danket er auch demselbigen Knechte, daß er getan hat, was ihm befohlen war? Ich meine es nicht. Also auch ihr; wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Ein Gleichnis, dessen Auflösung Jesus selbst gibt. Ein Knecht, der von der Tagesarbeit heimkommt, — was erwartet ihn da? Etwa, daß er nun die Mahlzeit vor dem Herrn bekommt, daß der Herr vollends ihn bedient? Daß überhaupt der Herr sich lange mit Danken aufhält? — Nein, sondern zunächst die neue Pflicht, neue Arbeit.

So auch im Verhältnis des Menschen zu Gott. Das Verhältnis dreht sich nie um; die Pflicht endet nicht; er bleibt ein Knecht, sogar ein unnützer Knecht.

Das ist höchste Wahrheit — und zugleich schwerster Anstoß. Zunächst, der Anstoß kommt schon vom Bild her! Es zeigt kapitalistische Ausnutzung der Arbeitskraft! Dagegen hätte er auftreten müssen. Antwort: er billigt es nicht, so wenig wie bei dem betrügerischen Haushalter. Seine Meinung ist: das kommt vor und wird dort, wo es vorkommt, als in der Ordnung betrachtet!

Wichtiger aber ist der sachliche Anstoß: ist das würdig, solch ein Knechtsverhältnis zu Gott? Erstens, es heißt: „unnützer Knecht“. Aber er ist doch etwas nutz! — Da ist nichts abzuschwächen. Er ist nichts nutz. Er wäre nur etwas nütze, wenn er eine vollendete Arbeit getan hätte; aber sie ist ja nie vollendet. Weiter: Gott hätte wohl immer einen finden können, der sie noch besser gemacht hätte. Jedoch zweitens die ganze Auffassung: Herr und Sklave! Das ist unwürdig, semitisch, hündisch. Aufrecht, stolz sollen wir sein — auch Gott gegenüber. Nietzsche sagt: Gott hindert mich am Schaffen! Aber: die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen: der Mensch ist nicht durch sich selbst da. Er steht nicht mit Gott auf gleichem Fuße, um so mit ihm zu verhandeln, auf Grund einer reinen Gegenseitigkeit — er ist Knecht, ist Werkzeug! Aber das ist keine Erniedrigung, sondern eine Erhöhung, die höchste Erhöhung: der Stolz, dem Größten zu dienen. Wer soll dem andern danken? Gott dem Menschen? Nein, der Mensch Gott, daß er dienen darf.

Aber, folgt nicht gerade daraus wieder eine Selbst-auffassung und eine Betrachtung des eigenen Werts in ganz entgegengesetztem Sinn? Nein. Gewiß, die Arbeit ist etwas nutz, ist eine Pflicht, ist notwendig, — aber sie taugt trotzdem noch nicht viel, sie ist noch nichts Vollendetes, kein Abgeschlossenes. Sie muß mit ganzer Seele und

Hingabe getan werden — und ich bin doch dabei ein unnützer Knecht. Das ist kein Widerspruch, das ist möglich, ja unumgänglich: das ist die Bedingung, daß man wirklich etwas leistet. Seiner Arbeit, sich selbst gegenüber hingegen und doch wieder gleichgiltig, bis zu einem gewissen Grad, sein! Ehrgeiz und Eitelkeit ausgeschaltet sein lassen: nur wer sich vergift, bringt etwas vor sich! Dies ist schon eine Regel der Weltklugheit. Bei uns aber ist es tiefer begründet: ein anderer ist es, der durch uns schafft, der den Segen geben muß, damit überhaupt etwas draus wird.

† Herr, deine Rechte und Gebot,
danach wir sollen leben,
wollst du mir, o du treuer Gott,
ins Herze selber geben,
daß ich zum Guten willig sei,
mit Sorgfalt und ohn' Heuchelei,
was du befehlst, vollbringe.

Phil. 2, 11: Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters.

Es geht heute beim Christentum ums Ganze. Wir stehen an einer Religionswende. Früher haben wir missioniert in Asien mit dem Gefühl der Überlegenheit, heute müssen wir das Umgekehrte erleben, daß insbesondere die indischen Religionen

bei uns missionieren. Vielen erscheint deren Weisheit als die tiefere. Wo bleibt da unser Wort?

Und innerhalb der christlichen Kirche selbst geht ein starker, durch den Krieg genährter Streit über den Sinn des Christentums. Der Sieg des Christentums soll gleich sein der einen Herde unter Rom, oder dem Aufhören aller Kriege und Völkerunterschiede. Man weiß nicht mehr, was Christentum ist: dies, „daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters“. — Er ist der Herr und keiner mehr. Kein Mensch darf es sich herausnehmen, seine Stelle zu verwalten. Vor ihm sollen sich die Knie beugen — zur Ehre Gottes des Vaters. „Die Knie beugen sich vor ihm.“ Warum? Wodurch hat er es erworben? Paulus hat es uns vorher gesagt: „Er hat es nicht für einen Raub gehalten, Gott gleich zu sein.“ Sich demütigen, aber dazu, um dienen zu wollen, nichts sich nehmen, sondern warten bis Gott gibt, das ist die Gesinnung, in der Christus für uns vorbildlich ist. Darin kommt das Tieffste zur Erscheinung. Wir haben einen Gott, der gibt, der von selbst gibt, den wir nicht zu zwingen brauchen. Darum sollen wir dankbar nehmen von ihm. Aber weiter, was wir nehmen, das haben wir und nicht andre. Aber — dürfen wir haben? Richtiger muß es heißen: haben wir von Gott? Das ist die Gewissensfrage. Die Antwort ist, daß wir das,

was wir haben, werten als zu seinem Dienst, zu seiner Ehre uns gegeben. Das schließt keinen Wettbewerb der Völker und der einzelnen aus, aber jeden Selbststuhm. Das Beste, was wir haben, ist immer Gabe; wo es nicht Gabe ist, ist es zweifelhaft.

Das ist die Gesinnung, durch die Christus unser Herr ist. Wir können es nicht wie er. Aber das, was aus dieser Gesinnung in ihr lebendig wird, das ist der Segen und die Heilung der Menschheit.

Reich des Herrn, Reich des Herrn,
brich hervor in vollem Tag;
deiner Strahlen Macht erhelle,
was in Todesschatten lag.
Wolk und Zweifelsnebel fälle,
sende Licht und Wärme nah und fern,
Reich des Herrn, Reich des Herrn!

Hes. 36, 27: Ich will meinen Geist
in euch geben, und will solche Leute
aus euch machen, die in meinen
Geboten wandeln, und meine
Rechte halten, und darnach tun.

Es gibt vielleicht keinen Punkt im Christentum, der der heutigen Christenheit so fremd geworden ist wie der Heilige Geist. Die Theologen stellen Untersuchungen darüber an und bringen religionsgeschichtliche Erkenntnisse darüber zu Tage. Aber sie lehren uns damit nicht mehr, als was der Hei-

lige Geist ehemals bedeutet hat. Aber uns käme es doch darauf an, zu wissen, was er für uns bedeutet. Wir sollten ihn haben, denn ohne ihn fehlt allem Christentum die Seele. Was ist er, und wie kommt man zu ihm?

Das Neue Testament zeigt uns den Weg. Es bringt immer den Heiligen Geist mit Christus in Verbindung. Den Heiligen Geist haben, das heißt Christi Sinn haben. Und was ist das? Ein Verstehen Gottes, ein Verstehen seiner Absichten. Sowohl was er uns tut, als was er von uns haben will. Aber ein Verstehen so, daß man davon hingegriffen, über sich hinausgehoben ist. Denn Gott verstehen, etwas Höheres kann es für den Menschen nicht geben. Eine größere Freude, größere Ehre kann es nicht geben. Und es ist in der That doch immer etwas so Einfaches, das Verstehen Gottes. Unser Wort sagt: „In meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten.“ Aber dies mit Freudigkeit, gerne tun, ganz tun — das ist das Große. Es gelingt nur dem, der sich als Kind fühlen darf. Das Kind versteht den Vater; es hat den Instinkt dafür, was ihm gefällt und was ihm mißfällt. Die Kindschaft begreifen, das ist der Schlüssel zu allem Tun. Das sollte in allem das Treibende sein; es ist der Engel, der uns beigegeben ist, die innere Stimme, die das Gemeine, das Unreine, das Kalte, das Gleichgiltige ausscheldet.

† Du heiliges Licht, edler Hort,
 laß uns leuchten des Lebens Wort
 und lehr uns Gott recht erkennen,
 von Herzen Vater ihn nennen.
 O Herr, behüt vor fremder Lehr,
 daß wir nicht Meister suchen mehr,
 denn Jesum mit rechtem Glauben
 und ihm aus ganzer Macht vertrauen.
 Halleluja! Halleluja!

Matth. 26, 39: Jesus ging hin
 ein wenig, fiel nieder auf sein
 Angesicht und betete, und sprach:
 Mein Vater, ist's möglich, so
 gehe dieser Kelch von mir; doch
 nicht wie Ich will, sondern wie
 Du willst.

Wir hören das Wort in der Osterzeit, aber es
 ist gut, daß wir's auch einmal am Alltag ver-
 nehmen. Wenn es in der Osterzeit zu uns dringt,
 bleiben wir nur zu leicht bei dem Gedanken stehen,
 der ja freilich der erste ist: Gottes Wege kreuzen
 oft genug die unseren; aber glauben wir ernsthaft
 an ihn, so dürfen wir uns nicht weigern, ihm auch
 die heißesten Wünsche zu opfern. Wir müssen uns
 fügen, müssen uns ergeben; er weiß es besser. Je-
 doch unser Text sagt noch mehr. Will Gott einen
 andern Weg als wir ihn für richtig hielten, so
 müssen wir diesen Weg wirklich gehen, ihn auf-
 recht gehen, gerne gehen. Vielleicht hätte
 Jesus noch rechtzeitig entfliehen können; er wartete

ab, was kam; aber dann hat er das, was der Vater wollte, auch wirklich bejaht und ist den Weg gegangen bis ans Kreuz. Das ist erst die Probe, ob wir wirklich mit Gott einig geworden sind, und dort gerade pflegt es zu fehlen. Man schaut doch immer wieder zurück nach dem, was man verlassen mußte, fährt fort, Gott Vorwürfe zu machen, und betrügt sich damit um den Segen, den Gott auf seinem Wege uns zugedacht hatte. Es mag es jeder, der auf ein längeres Leben zurücksieht, bekennen: die gesegnetsten, die fruchtbarsten Wendungen in unserm Leben sind die gewesen, nicht wo ein natürliches Streben zum Ziel kam, sondern da, wo es durchbrochen wurde. Aber sie waren um so gesegneteter, je williger man das andere aufnahm. Wie viele werden heute aus der Bahn geworfen oder kommen nicht zum Ziel. Sie können zum Höchsten kommen, wenn sie das ergreifen, was Gott ihnen zeigt.

Mir nach! spricht Christus, unser Heil,
 mir nach, ihr Christen alle!
 Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
 folgt meinem Ruf und Schalle:
 Nehmt euer Kreuz und Angemach
 auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Luk. 23, 34: Jesus sprach: Vater,
 vergib ihnen, denn sie wissen nicht,
 was sie tun.

„Vater, vergib ihnen.“ Der Text redet vom
 Schwersten und Höchsten, was der Christ tun darf.

So schwer und so hoch, daß mancher wohl lange braucht, bis er es lernt. Vergeben können, das heißt: innerlich so warmherzig sich zum andern stellen, als ob man nicht durch ihn gekränkt wäre. Das heißt nicht Gleichgültigkeit. Die Vergebung darf es wissen, soll es wissen, daß ein Unrecht begangen worden ist. Aber sie soll sich dazu überwinden, ihn trotzdem, ja jetzt erst recht als einen Bruder zu betrachten; ihn um so mehr zu lieben, weil er um so mehr der Liebe nötig hat. —

Aber das zu üben fordert viel Takt, viel Selbstbeherrschung, viel Demut. Wissen wir es immer so genau, ob der andere wirklich ein Unrecht gegen uns begangen hat? Ob nicht unsere Schuld in der Sache größer ist als die seinige? Und selbst wenn das klar und unzweifelhaft ist, — es gibt auch eine Art des hochmütigen, des pharisäischen Vergebens, die das Gegenteil von dem bewirkt, was herauskommen sollte; die tiefere Geschiedenheit bewirkt, größere Entfremdung als vorher da war, Verstärkung in dem Fehler auf beiden Seiten.

Wirklich vergeben kann nur der, der weiß, daß ihm selbst eine viel größere Schuld von Gott erlassen ist und immerfort erlassen wird. Der erschwingt das, was Jesus hier getan hat: Gott selbst um Vergebung zu bitten für die Feinde. Das ist die Probe, ob es uns mit unserem Vergeben ernst ist; erst dann liegt die Sache hinter uns und gewinnen wir die Kraft zur Liebe. Dort, im Gebet

zu Gott für die Feinde, liegt auch die Probe, ob wir sicher sind, daß es ein Unrecht war. Es steht schlimm um uns, wenn wir es leichtsinnig tun.

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren;
mein stolzes Herz hat's nicht begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit.

Hos. 14, 5: So will ich ihr Ab-
treten wieder heilen; gerne will ich
sie lieben; denn mein Zorn soll sich
von ihnen wenden.

Mit Worten, die fast schon ans Evangelium anklängen, redet die Losung von Gottes den Menschen suchender Liebe. „Ich will heilen“: wir könnten's nicht; wenn wir warten wollten, warten müßten, bis wir vor ihm rein wären, so käme dieser Zeitpunkt niemals. Und der Prophet steigert es noch: „gerne will ich sie lieben“. Ihn kostet es nichts. Er liebt trotz allem die, die sich selbst von ihm schieden.

Das ist ein Trostwort, ein Hoffnungswort. Man versenkt sich zumal heute gern darein. Aber macht man sich auch klar, daß das auch von uns etwas fordert, die gleiche Liebe fordert? Wir sollen Gott wieder lieben. Täusche ich mich oder habe ich recht, wenn ich sage, daß das dem heu-

tigen Geschlecht etwas Unbekanntes geworden ist? Gewiß, man liest davon in der Bibel, man liest davon in den Mystikern, die heute so viel wieder gedruckt werden. Aber tut das jemand, Gott wieder lieben? Ich glaube, zwei Hindernisse stehen dem im Wege. Zunächst, Gott ist dem heutigen Geschlecht so ferne, ist ihm nur ein Gedanke. Man sieht nicht, wie er unser Leben bestimmt. Und doch: jeder Tag, jede Wendung, — das hat er gemacht! Und dies lieben, dazu Ja sagen, das ist gemeint! Niemand lernt das, der nicht weiß, wie schwer es ist. Darum gilt es, sich selbst zu beachten! Alles, was den Tag über ärgert und verstimmt — und fördert, verdient Aufmerksamkeit, denn es ist von Gott.

Das andere Hindernis ist: es fehlt die Dankbarkeit. Man meint, man macht es selbst, man hilft sich selbst. Und doch ist kein Wort so wahr wie dies: „Wenn der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die dran bauen“ . . .

Ich will dich lieben, meine Stärke,
ich will dich lieben, meine Zier;
ich will dich lieben mit dem Werke
und immerwährender Begier;
ich will dich lieben, schönstes Licht,
bis mir das Herze bricht.

2. Kor. 9, 7: Einen fröhlichen
Geber hat Gott lieb.

Unser Text stammt, wie Sie wissen, aus einem Kapitel, das vom Geben handelt, und ist gerichtet

gegen die Angsthlichkeit von solchen, die meinen, daß sie nichts zu geben hätten. Damit ist es ein sehr zeitgemäßer Text. Wir haben in Deutschland eine Not, die nach Hilfe schreit, und zugleich stehen wir alle unter dem Gefühl: was haben wir eigentlich noch zu geben, bettelarm, wie wir alle geworden sind? Auch in diesem Stück erprobt es sich, daß wir jetzt an einem Wendepunkt stehen, wo es sich entscheidet, wie der Charakter unseres Volkes werden soll. Zeiten, wie die, die wir durchleben, sind eine schwere Versuchung. Es scheint berechtigt, wenn die Stimmung um sich griffe: ich habe mit mir selbst genug zu tun; ich kann mich nicht um andere kümmern, besitze ich doch selbst nichts. Gewänne sie die Oberhand, dann wäre es um unser Volk geschehen. Dann würden wir ein Volk der Selbstsüchtigen, der Geizigen, der Hartherzigen, und wir würden noch zerklüfteter als wir sind. Es kann aber auch anders gehen. Eigene Bedürftigkeit kann auch das Herz weit machen. Man versteht die Not des andern, wenn man sie am eigenen Leibe spürt. Und so ist es Gottes Meinung, so ist es christlich gedacht, daß wir unsere Zeit verstehen sollten. Haben wir wirklich nichts zu geben? Selbst wenn wir nichts anderes geben könnten, könnten wir ein warmes Herz und ein gutes Beispiel geben. Ein Beispiel, — wir können selbst uns streng fern halten von zweifelhaften Mitteln. Dann erst wirkt das Erste, das warme Herz.

Wieviel hilft schon das: wieviel zager Mut wird dadurch gestärkt! Aber ich glaube es nicht, glaube es bei der Mehrzahl nicht, daß sie gar nichts übrig hat. Ein Weniges hat jeder übrig. Wohl mehr als wir denken! Gott will uns erlösen von der Spartopfethik. Gott kann auch das Kleine segnen und kann es wieder ersetzen. Wir freuen uns seiner und leben gern mehr von der Hand in den Mund.

Das ist die Verheißung, die auf dem Geben ruht. Sie kann unser Volk erlösen. Damit holen wir uns selbst den reichsten Segen und helfen unserem Volk.

† Ein unbarmherziges Gericht
wird über den ergehen,
der nicht barmherzig ist, der nicht
die rettet, die ihn flehen.
Drum gib mir, Gott, durch deinen Geist
ein Herz, das dich durch Liebe preist.

Psalm 62, 7: Er ist mein Hort,
meine Hilfe und mein Schutz,
daß ich nicht fallen werde.

„Daß ich nicht fallen werde,“ — das ist die einzige Verheißung, die unser Psalmwort uns verkündigt. Gott verspricht uns nicht, daß er uns nicht ins Unglück hineinführt. Er mag seine Gründe haben, uns vielleicht in die schwerste Not zu stoßen. Aber er verspricht uns, daß er uns darin nicht fallen lassen will. Und das ist für uns das Wich-

tigste. Dasjenige, was uns den wirklichen Lebensmut verleiht. Wieder beginnt für uns ein neuer Tag. Wird er gleichmäßig verlaufen oder uns vor Entscheidungen stellen, bei denen unser inneres Leben sich abwärts wendet, bei denen wir innerlich zu Fall kommen können? Wir haben die Verheißung, daß Gott es nicht so weit bei uns kommen lassen will, daß er uns halten will, — wenn wir uns an ihn halten.

Aber was heißt das: sich an ihn halten? Heißt das im letzten Augenblick ein Stoßgebet sprechen und dann erwarten, daß Gott zu Hilfe eilt? Nein, es ist viel mehr: es heißt atmen in Gott. Es heißt: in jedem Augenblick wissen, daß man zu ihm gehört, daß man unter ihm steht. Wer bis zu dieser Höhe hinaufgekommen ist — denn dazu kommt man nicht von selbst, sondern nur durch fleißige, durch ständige Übung des Umgangs mit Gott —, der ist gefeit gegen jeden innerlichen Fall. Und wenn er siebenmal des Tages fällt, kann er dennoch wieder aufstehen. Dann wird ihm selbst ein Straucheln der Anlaß zu einer inneren Festigung.

Aber wir wollen nicht nur an uns denken, sondern auch an unser Volk. Das Schlimmste ist: sich, nachdem man in den Abgrund gestürzt ist, mit gebrochenen Gliedern leidlich behelfen, ohne den Willen, sich wieder innerlich zu erheben. Das ist erst der wirkliche Fall. Auch vor dem möge

Gott unser Volk behüten. Wenn es den Weg zu Gott zurückfindet, so wird er es nicht fallen lassen.

Du stärktest uns mit neuen Kräften,
wenn unser Mut darniederliegt;
du reichst zu deinen Reichsgeschäften
den Glauben dar, der immer siegt.
Wenn Not wie Berge vor uns stehet,
daß hin und her das Auge irrt,
dein Atem hat sie bald verwehet,
und das Verworrne steht entwirrt.

2. Tim. 2, 19: Der Herr kennt die Seinen.

„Es kennt der Herr die Seinen.“ Wir nehmen das Wort als einen Trost. Es ist ein solcher; er kennt uns, er schaut auf uns. Aber das Wort hat auch eine andere, aufrüttelnde Seite: er kennt uns, er durchschaut uns. Vor ihm gibt es kein Verbergen. Es tut uns gut, und es ist uns not, auch dessen uns bewußt zu bleiben. Wieviel täuscht sich der Mensch über sich selbst! Wie vieles redet er sich selbst und vollends andern vor! Und nicht einmal immer in schlimmer Absicht. Wenn es recht verstanden wird, möchte ich sagen: manches muß der Mensch sich vorreden, sich vorsagen, wenn er sich selbst umbilden will. Es hat etwa ein Gutes, das er bei einem andern wahrnimmt, auf ihn Eindruck gemacht. Er hat einen Vorsatz gefaßt — befestigen kann er ihn nur, wenn er, zumeist gegen

seinen natürlichen Instinkt, sich vorredet, vorsagt: das ist doch das Richtige gegenüber dem Bisherigen, ist doch das, was ich innerlich immer wollte. Der Fehler fängt erst da an, wo einer sich einbildet, mit dem Sichvorreden sei es schon getan, sei schon der Wille umgebogen, sei er schon ein anderer geworden. Da ist es gut zu wissen: es gibt einen, der dich kennt, bis in den innersten Grund deines Herzens hinein. Das ist immer ein Aufwachen zu strenger Wahrhaftigkeit, zur Unterscheidung zwischen dem, was man wirklich ist, und dem, was man bestenfalls sein möchte. Das Ergebnis ist zumeist sehr bitter. Und doch, was ist es wieder für ein Trost, daß es einen gibt, vor dem wir uns ganz zeigen dürfen, wie wir sind, vor dem wir gar nichts Krampfhafes zu erschwingen brauchen: er kennt uns, er vergibt uns, er trägt uns mit Geduld, er gibt Kraft anders zu werden. Wer vor ihm wahrhaftig ist, den macht er wahrhaftig, wie er wahrhaftig ist, den reinigt er. Der Umgang mit ihm ist immer eine Befreiung.

Es kennt der Herr die Seinen
und hat sie stets gekannt,
die Großen und die Kleinen
in jedem Volk und Land;
er läßt sie nicht verderben,
er führt sie aus und ein;
im Leben und im Sterben
sind sie und bleiben sein.

Eph. 2, 10: Wir sind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu zu guten Werken, zu welchen Gott uns zuvor bereitet hat, daß wir darinnen wandeln sollen.

Unser Text hebt uns auf eine ganz gewaltige Höhe der Selbstbetrachtung. Er führt uns zurück auf das Letzte: „Wir sind sein Werk, geschaffen in Christo Jesu.“ Über alle Vermittlungen und Bedingungen der Zeit hebt er uns hinaus: mag es an uns gekommen sein, wie es will, — alles, wodurch wir entstanden, ist doch sein Wille, seine Ordnung; so wie wir sind, bis zur Größe unseres Leibes, hat er uns gewollt; er hat auch das Wichtigere gefügt, daß wir in Christo geschaffen wurden; das erst ist unsere wirkliche Schöpfung — ein Adel, ein Selbstgefühl ohnegleichen; aber zugleich ist es eine Grenze: Geschöpflichkeit in allem, das ist unser Los.

Aber wir dürfen nicht ruhen in dieser Stimmung. Wir selbst sind damit ein Teil seines ewigen Planes geworden, ja jedes unserer Werke ist ein Teil seines Planes! Ist das nicht zu viel gesagt? Was sind unsere Werke? Wo sind unsere guten Werke, die wir so hoch einschätzen möchten? Was treiben wir, was bedeutet der Mensch? Er ist eine Welle, eine Blume, nicht mehr! Bald ist sie dahin, dann ist alles vergessen. Nein, es ist nichts vergessen. Es gibt keine Entschuldigung für

Lebensunlust, für Lebensmüdigkeit. Jedes unserer Werke übt eine unberechenbare Wirkung aus — auch wenn wir sie nicht sehen —; was in Christo getan ist, hat sogar eine ewige Wirkung. Gott ist nicht nur ein Gott, der zerschlägt, er gibt Kraft, er schafft den rechten Willen, er gibt den Segen. Das verleiht die innere Ruhe. Müßten wir selbst alles bedenken und einfügen, wir kämen nie zum Handeln; er fügt es ein, er beachtet es, er verleiht ihm Segen. Auch dem Kleinen und Unscheinbaren. Niemand verliere den Glauben daran, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will. Das aber braucht es nicht, daß der Mensch das auch sehe. Denn „wir sind sein Werk“.

Mit dem Herrn fang alles an!
 Rindlich mußt du ihm vertrauen,
 darfst auf eigne Kraft nicht bauen,
 Demut schützt vor stolzem Wahn:
 Mit dem Herrn fang alles an!

1. Kor. 14, 1: Strebet nach der Liebe.

„Strebet nach der Liebe!“ Muß man nach ihr erst streben? Hat es einen Sinn, nach ihr zu streben? Wird Liebe nicht unwahrhaftig, sobald man sie sich abzwingt? Es handelt sich um eine sehr ernsthafte Frage der Selbsterziehung, ja um

mehr: es handelt sich um die Möglichkeit der christlichen Ethik überhaupt. Der Einwand klingt ja ganz überzeugend: niemand hat seine unmittelbaren Gefühle, die Gefühle der Neigung und Abneigung, wirklich in der Hand. Der eine ist unmittelbar sympathisch, der andere ebenso unsympathisch. Dagegen kann niemand bei sich. Versucht man es bei sich zu überwinden, so kommt nie etwas Aufrichtiges heraus. Das ist vollkommen richtig, solange man auf dem Boden einer natürlichen Sittlichkeit steht, solange man in dem Nebenmenschen nur ein Wesen sieht, mit dem mich der Zufall des Schicksals in Zeit und Ort gerade hier, gerade jetzt zusammengebracht hat; ein Wesen, gegen das ich mich behaupten, mit dem ich mich abfinden muß, das ich benützen kann. Aber anders sieht es sich an, wenn man auf dem Boden des Apostels, auf dem Boden des Christentums steht. Da tastet man nicht erst nach einer Beziehung. Man ist von vornherein mit dem andern verbunden. Man steht unter dem gleichen Herrn, steht unter derselben Schuld, empfängt eine und dieselbe Gabe, die Gottesgemeinschaft, und steht am gleichen Werk. Es wird lächerlich zu fragen, ob er mir sympathisch oder unsympathisch ist. Wenn er Gott nicht unsympathisch ist, darf er mir dann unsympathisch sein? Wenn Gott sich bewegen läßt, mich nicht unsympathisch zu finden, muß ich mich von Gott bewegen lassen, den andern sympathisch

zu finden. Widerstrebt dem etwas, so muß es überwunden werden. Das wird nicht unwahrhaftig gegen den andern. Es ist etwas in ihm, was ihn mir sympathisch macht. Auch ihn liebt, ihn sucht Gott.

Herz und Herz vereint zusammen
 sucht in Gottes Herzen Ruh.
 Lasset eure Liebesflammen
 lodern auf den Heiland zu!
 Er das Haupt, wir seine Glieder;
 er das Licht und wir der Schein;
 er der Meister, wir die Brüder;
 er ist unser, wir sind sein.

Hes. 22, 30: Ich suchte unter ihnen, ob jemand sich zur Mauer machte und wider den Riß stünde vor mir für das Land, daß ich's nicht verderbete; aber ich fand keinen.

Das letzte Mal vor den Ferien sind wir beisammen. Das bedeutet auch, wir müssen die Summe ziehen: was haben wir vor uns gebracht, und was bleibt uns noch zu tun? Unsere Lösung stellt uns dafür unter den höchsten Gesichtspunkt: wir müßten solche sein, die vor Gott für das Land vor den Riß treten könnten, — Menschen, die in

Gottes Augen so viel bedeuteten, daß er um ihretwillen ein Volk erlöste. Wir fühlen es alle: nichts wäre unserm Volk, unserer Kirche nötiger, als daß viele solche unter uns wären. Schrecklich ist es, wenn man die Summe so ziehen muß, wie der Prophet sie zieht: „aber ich fand keinen.“ Was vielleicht in unserm Volke in der Stille wächst, wer von uns kann es durchdringen? Wir haben nur Menschenaugen, denen oft das Wichtigste verborgen bleibt. Aber was wir sehen können, sehen müssen, ist, wie es bei uns selbst steht. Wären wir Menschen, um derentwillen Gott unserem Volk Heil geben könnte? Wir wissen, Heilige gibt es vor Gott nicht. Wollte er mit uns ins Gericht gehen, so könnten wir ihm auf tausend nicht eins antworten. Aber Menschen gibt es doch, sollte es Ungezählte geben, die seine Gnade sich zu Herzen nehmen und ihm mit Ernst dienen, von denen Ströme des Segens ausgehen über ihr ganzes Volk. Es wäre der hohe Beruf eines jeden, dahin zu kommen. Denn das hängt nicht an der äußeren Stellung, an der Begabung; es geht, je wirksamer es ist, ganz unscheinbar, ganz in der Stille, ganz von selbst vor sich. An zwei Dingen hängt es, am Gebet und an der Liebe. Das sind die tiefen Kräfte, die den Menschen umgestalten, je treuer er sie übt. Dort vorwärtsgekommen zu sein, fester in Gott gewurzelt zu sein — denn beten heißt in Gott Wurzel fassen —,

sich selbst über dem andern vergessen gelernt zu haben, — das wäre der Fortschritt.

Bei dir, Jesu, will ich bleiben,
stets in deinem Dienste stehn;
nichts soll mich von dir vertreiben,
deine Wege will ich gehn.
Du bist meines Lebens Leben,
meiner Seele Trieb und Kraft,
wie der Weinstock seinen Reben
zufließt Kraft und Lebenssaft.

Anhang

Bemerkung. Nach Beginn des Drucks fand sich, außerhalb der Reihe der Zettel, in den Tagebüchern Karl Holls, was hier als Anhang abgedruckt wird. Nämlich einmal die erste Andacht der ganzen Reihe, sodann, als Bibelftunde bezeichnet, eine andere Fassung der Nr. 39 aus der Reihe der Andachten. Das Schriftwort ist beidemal vom Herausgeber ausgeschrieben, bei der ersten Andacht auch wieder ein Vers hinzugefügt. Was aber die Entwürfe selbst anlangt, so ist die Wiedergabe diesmal, von der selbstverständlichen Auflösung der Abkürzungen und Kurz-schriftzeichen abgesehen, bis ins Kleinste genau.

Das Verhältnis von Nr. 39 zur Bibelftunde vom 23. Mai 1922 ist eine Frage, die der Herausgeber nicht entscheiden möchte. Obwohl in der Reihe der Andachten, wenn man Nr. 39 streicht, eine Lücke entsteht, ist es keineswegs sicher, daß Karl Holl 1924 die Bibelftunde von 1922 als Andacht wiederholt hat. Beide einander so nah stehende Entwürfe könnten der Vorbereitung auf die Bibelftunde angehören. Es war seine Art, daß er auch um kleiner Änderungen willen ganze Seiten noch einmal schrieb.

Die erste Morgenandacht.

Rol. 3, 23 f.: Alles, was ihr tut, das tut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen, und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes; denn ihr dienet dem Herrn Christus.

Eine Woche liegt wieder vor uns, eine gewöhnliche Semesterwoche mit ihrer festgenagelten Arbeit und ihren gewohnten, alltäglichen, keine Überraschung bietenden Begegnungen. Gewohnt ist das alles, und eben darum fordert es geschärfte Aufmerksamkeit. Denn eben in diesem gewohnten Fluß sind auch wir immer, ohne daß wir es merken, Veränderungen unterworfen. Vielleicht darf man sagen, weit mehr als in großen, uns sofort in ihrer Bedeutung zum Bewußtsein kommenden Ereignissen wandeln wir uns in dem stetigen Verlauf der Dinge. Wir arbeiten dies und das, wir hören dies und sprechen jenes, wir treffen diesen oder jenen Freund, ohne daß uns etwas sonderlich erregte, — und in all dem tun wir leise, unmerkliche Schritte, die uns, ohne daß wir es merken, in der einen oder andern Richtung führen. Die Woche kann ebensogut eine Zeit des stillen, stetigen Wachstums, wie eine solche des allmählichen Erschlaffens und Nachlassens werden.

Eben deshalb erscheint mir das Wort wichtig. Es ruft uns zu: Bleibet immer auf der Höhe und strebt immer zum Höchsten.

Alles, was ihr tut, das tut von Herzen. Es gibt in jeder Wissenschaft, auch in der unsrigen, Dinge, zu denen man sich erst zwingen muß. Ja, im ganzen: überhaupt etwas von Herzen zu tun, ist in der Gegenwart überaus schwer. Wie ein Bleigewicht lastet das Schicksal unseres Volkes auf uns. Dennoch: es muß sein! Nichts gelingt, was nicht von Herzen geschieht. Weder in der Wissenschaft, noch sonst irgendwo. Und unser Wort prägt es uns ein: wie das kommen kann. Wir haben einen Beruf, einen viel höheren, als wir ihn hier ergreifen können. Wir dienen dem Herrn. Für Gott und für die Ewigkeit soll es nützen, was wir hier erarbeiten. Das gibt Freude, auch wenn man sich erst zur Sache zwingen muß. Ja, ich glaube es aus Erfahrung sagen zu dürfen, die wahre, die tiefste Freude kommt da, wo man sich zu etwas gezwungen hat, wo man etwas hat in sich überwinden müssen. Denn dabei hat man etwas gelernt, dabei ist man weiter gekommen, und nicht bloß wissenschaftlich, sondern innerlich. Das ist die Vergeltung, die der Herr hier schon uns schenkt. Möge er sie auch uns für diese Woche geben. Amen.

† Hab ich sonst mein Herz geteilet,
hab ich hie und da verweilet,

endlich sei der Schluß gemacht,
meinen Willen ganz zu geben,
meinem Gott allein zu leben,
ihm zu dienen Tag und Nacht.

Bibelstunde in der Deutsch-Christlichen Studentenvereinigung.

Lut. 17, 7—10: Welcher ist unter euch, der einen Knecht hat, der ihm pflüget oder das Vieh weidet, wenn er heimkommt vom Feld, daß er ihm sage: Gehe alsbald hin und setze dich zu Tische? Ist's nicht also, daß er zu ihm saget: Richte zu, was ich zu Abend esse, schürze dich und diene mir, bis ich esse und trinke; danach sollst du auch essen und trinken? Danket er auch demselbigen Knechte, daß er getan hat, was ihm befohlen war? Ich meine es nicht. Also auch ihr, wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte; wir haben getan, was wir zu tun schuldig waren.

Eine Parabel, deren Auflösung Jesus selbst gibt, deren Sinn dadurch unzweideutig festgestellt ist.

Er redet von einem Sklaven, der im Dienst seines Herrn sein Tagewerk verrichtet hat. Was erwartet ihn dann, wenn er abends heimkehrt?

Etwa, daß der Herr ihn mit Dank überhäuft? Oder zum Dank dafür die Arbeit, die dann noch zu tun ist, ihm abnimmt oder gar ihn selbst bedient? Nein, es wartet dort nur neue Arbeit auf ihn für seinen Herrn. Und so ist es das Selbstverständliche.

Wie also hier das Verhältnis von Herr und Sklave sich niemals umdreht, der Herr immer der Herr, der Sklave immer der Sklave bleibt, d. h. der zum ständigen Dienst Verpflichtete, so ist es auch zwischen dem Menschen und Gott. Auch wenn er alles getan hat, was er muß, ist es nur seine Schuldigkeit. Ja, ein unnützer Knecht!

Der Sinn ist also einfach und klar. Die Entsprechung reinlich durchgeführt. Doch in diesem Sinn tiefe, sachliche Fragen.

1. Nicht lange aufhalten bei dem Anstoß früherer Zeiten an dem Bild als solchem. Ein Verhältnis von Mensch zu Mensch, das die Sozialdemokratie als wucherisch bezeichnen würde, Ausbeutung der Menschenkraft bis zum Äußersten! Jesus hätte aufbrausen müssen. Er hat nicht diese Absicht. Er sagt nichts über Recht und Unrecht. Er billigt so wenig wie bei dem betrügerischen Haushalter. Er sagt nur: das kommt vor, man findet es in der Ordnung. Es bleibt dahingestellt, ob es wirklich in der Ordnung ist.

2. Aber so ist das Verhältnis des Menschen zu Gott! Jedoch ist das eine für uns anzuerken-

nende, erträgliche Auffassung. Sie gipfelt in dem *δοῦλοι ἄχρεῖοι*, nichtsnußig. Nein, er ist etwas nütze gewesen, er hat etwas geleistet.

Herumgebessert am *ἄχρεῖοι*, nicht abschwächen. Warum selbst denn noch „unnützig“? Gott hätte gewiß einen andern finden können, der es noch besser gemacht hätte. Für ihn ist schon das Negative viel, daß er nichts versäumt hat. Daß er überhaupt das tat: nur seine Schuldigkeit. Er hat auf Belohnung und besonderen Dank keinen Anspruch.

3. Das noch weiter vertiefen: Wer soll dem andern danken? Gott dem Menschen? Vielmehr der Mensch Gott. Daß er hat dienen dürfen; Knecht, Werkzeug sein dürfen!

Dort liegt für den Heutigen, an Nietzsche Geschulten, der eigentlich schwere Anstoß. Es ist knechtisch, hündisch, Slavengesinnung! Auch Gott gegenüber aufrecht, frei, stolz! Jüdisch! Sklavenmoral!

Aber gerade da liegt die Wahrheit. Ob es uns gefällt oder nicht, so ist wirklich das Verhältnis. Gott und der Mensch sind nicht zwei Partner, die auf gleichem Fuß miteinander verkehrten. Sondern der eine ist der Schöpfer, der andere ist durch ihn geworden. Darum ist es keine Erniedrigung, sondern die allerhöchste Ehre, wenn er Gottes Werkzeug, sein Knecht sein darf. Dem Größten dienen! Ihm dafür danken.

Im Licht dieser Ehre das eigene Werk. Er ist unentbehrlich — entbehrlich, etwas nütz — immer noch unnütz. Nie an sich selbst kleben, nie in sich verliebt, nie in sein Werk verliebt, und doch es mit ganzem Eifer treiben. Dies die Bedingung, daß man wirklich etwas leistet. Ehrgeiz und Eitelkeit ausgeschaltet; Sachlichkeit, Hingabe.



Inhalt.

	Seite
Zum Geleit	III
Predigten	1
Andachten	119
Anhang	209

Predigten.

	Seite
Matth. 11, 2—6 Nr. 7	92
Luk. 1, 67—79 Nr. 8	107
Joh. 11, 7. 8. 16 Nr. 2	18
1. Kor. 10, 13 Nr. 3	33
Eph. 5, 15—17 Nr. 4	46
Eph. 5, 20 Nr. 1	3
1. Petr. 4, 7—10 Nr. 6	77
Hebr. 10, 23—25 Nr. 5	63

Andachten.

1) Röm. 8, 9 und 14 2) Psalm 18, 7 3) Jes. 57, 19 4) Psalm 62, 7 5) 2. Tim. 2, 19 6) Jak. 4, 8 7) Phil. 4, 4 8) Phil. 3, 13 9) Richt. 13, 18 10) Psalm 75, 2 11) 1. Mos. 8, 22 12) 1. Mos. 18, 22	13) 1. Joh. 3, 1 14) Gal. 6, 3 15) Eph. 2, 17 16) Röm. 5, 2 17) Psalm 122, 7 18) Sach. 10, 7 ^b 19) Matth. 8, 26 20) Jes. 49, 25 21) Jes. 59, 21 22) Jes. 41, 4 23) Psalm 146, 5 24) Joh. 14, 14
--	---

- | | |
|--------------------|-----------------------|
| 25) Offenb. 2, 10 | 39) Luf. 17, 7—10 |
| 26) 1. Joh. 2, 17 | 40) Phil. 2, 11 |
| 27) 1. Petr. 2, 3 | 41) Hes. 36, 27 |
| 28) Psalm 49, 8. 9 | 42) Matth. 26, 39 |
| 29) Eph. 5, 20 | 43) Luf. 23, 34 |
| 30) Apg. 7, 58 | 44) Hof. 14, 5 |
| 31) Psalm 39, 8 | 45) 2. Kor. 9, 7 |
| 32) Apg. 3, 24 | 46) Psalm 62, 7 |
| 33) Jer. 56, 8 | 47) 2. Tim. 2, 19 |
| 34) 1. Mos. 12, 2 | 48) Eph. 2, 10 |
| 35) Hebr. 11, 16 | 49) 1. Kor. 14, 1 |
| 36) Hebr. 12, 15 | 50) Hes. 22, 30 |
| 37) Psalm 1, 6 | Anhang: Kol. 3, 23 f. |
| 38) Sona 3, 10 | Anhang: Luf. 17, 7—10 |
-

**Gemeinverständliche kleine Schriften
Karl Holl's.**

C. Bertelsmann, Verlag, Gütersloh:
Urchristentum und Religionsgeschichte. 1925.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen:
Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. 1904.
Was hat die Rechtfertigungslehre dem modernen Menschen zu sagen? 1907.
Johannes Calvin. 1909.
Thomas Chalmers und die Anfänge der christlich-sozialen Bewegung. 1913.
Was verstand Luther unter Religion? 1917.
Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus. 1917.
Die Rechtfertigungslehre im Licht der Geschichte des Protestantismus. 2. Aufl. 1922.

Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin:
Der Protestantismus in seiner Kulturbedeutung (in: Der Protestantismus im öffentlichen Leben Deutschlands). 1917.
Reformation und Urchristentum. 1924.

J. Guttentag, Berlin:
Der Scientismus. 2. Aufl. 1918.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin:
Luther und Calvin. 1919.

B. G. Teubner, Leipzig:
Tolstoi nach seinen Tagebüchern. 1922.

BX Holl, Karl, 1866-1926.
8066 Christliche Reden. Gütersloh, C. Bertelsmann
H6 1926.
C4 viii, 218p. port. 20cm.

1. Lutheran Church--Sermons. I. Title.

CCSC/mmb

● A2733

